



VERITAS

Hellmut Laun

So bin  
ich Gott  
begegnet

**Hellmut Laun**

# **So bin ich Gott begegnet**

**Eine ungewöhnliche Bekehrung**

VERITAS-VERLAG LINZ - WIEN

## EINLEITUNG

Als mich vor vielen Jahren der spätere Kardinal von Wien, Prof. Dr. Franz König, bat, meine eigenartigen Erlebnisse, die mich schließlich zum Glauben geführt haben, niederzuschreiben, lehnte ich ab. Einerseits, weil es immer schwerfällt, Dinge, die das Innerste der eigenen Seele betreffen, einer größeren Öffentlichkeit preiszugeben; andererseits, weil es einfach auch sehr schwierig ist, solche Erlebnisse, wie sie mir zuteil wurden, in der richtigen Weise darzustellen und verständlich zu machen – so, daß der Außenstehende, der ähnliches nicht selber erfahren hat, begreift, was gemeint ist.

Vor allem der Wunsch, das eigene Innere verborgen zu halten, muß heute zurücktreten. Die Krise des Glaubens hat ungeahnte Dimensionen angenommen. Zugleich aber ist auch die Sehnsucht der Menschen gewachsen, den Sinn ihres Lebens, das Woher und Wohin, zu erfassen. Mit betroffenem Staunen sehe ich, daß viele von ihnen guten Willens wären, aber Gott gerade dort nicht suchen, wo er wirklich zu finden wäre.

Darum habe ich mich entschlossen, dieses Buch zu schreiben. Ich möchte damit all denen helfen, die aufrichtigen Herzens nach Gott suchen und um ihren Glauben ringen.

Freilich wird es immer wieder auch jene geben, die froh sind, nicht – wie sie meinen – an Gott glauben zu „müssen“: Wer wirklich nicht will und vor aller Prüfung von Argumenten in seinem Unglauben zu verharren beschlossen hat, dem wird auch dieses Buch nicht helfen können. Denn – dies ist meine Überzeugung – Gott hat es so eingerichtet, daß die Freiheit des Menschen letztlich immer gewahrt bleibt.

Wer aber die Wahrheit liebt und entschlossen ist, sich ihrem Licht auch dann anzuvertrauen, wenn es ihn in eine unerwarte-



1988, 2847  
(B 4626)

### CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

#### Laun, Hellmut:

So bin ich Gott begegnet: e. ungewönl. Bekehrung / Hellmut Laun. – 2., erg. Aufl., 6. – 10. Tsd. – Linz; Wien: Veritas-Verlag, 1982.

ISBN 3-85329-339-5 brosch.

ISBN 3-85329-340-9 Pp.

© Veritas-Verlag Linz; alle Rechte vorbehalten  
Gedruckt in Österreich; 2. Auflage 1982  
Druck: OÖ. Landesverlag Ges. m. b. H. Linz  
Umschlaggestaltung: Hedwig Sturm

ISBN 3-85329-339-5 brosch.

ISBN 3-85329-340-9 Pp.

te, vielleicht sogar scheinbar bedrohliche Richtung führt, dem könnte die Auseinandersetzung mit meinem Bericht eine Stütze sein.

Es handelt sich dabei um ein sehr persönliches Zeugnis, das als ein solches gewertet werden muß. Was ich erlebt habe, läßt sich nicht als Beweis auf den Tisch legen. Es gab zwar Menschen, die manches von dem, was in mir vorging, bemerkten, oder mit denen ich, weil sie meine Freunde waren, über das Unerklärliche, das mir widerfuhr, sprechen konnte. Aber im Grunde waren auch sie auf das angewiesen, was ich ihnen erzählte: Sie blieben immer „Zeugen von außen“ und konnten das von mir Erlebte nicht unmittelbar mitvollziehen.

Darum sei auch der Leser um Geduld gebeten, wenn ich zuerst in großen Linien mein Leben skizziere: Er soll wissen, welche Ereignisse mich prägten, wie ich dachte und in welchen Bahnen mein Dasein verlief zu dem Zeitpunkt, als Gott begann, in diese Existenz einzugreifen. Nur so kann der Außenstehende mein Zeugnis richtig aufnehmen.

Die Geschichte meiner Bekehrung ist also das eigentliche Thema dieser selbstbiographischen Aufzeichnungen: denn sie war wirklich die radikale Veränderung meines Lebens. Dieses Leben war wie totes Land – auch wenn mir dies bis dahin noch nicht im Vollsinn aufgegangen war. Ein Land, das alle Voraussetzungen zur Entfaltung besaß – doch es fehlte das Wasser, das allein Leben zu spenden vermag.

Meine geistige Welt war eine geschlossene gewesen. Es gab letztlich keinen Ausweg, auch wenn ich dies damals noch nicht begreifen konnte, weil mannigfache Lebensfreuden mir die Täuschung einer Erfüllung vorspiegelten. Aber dann entstand gleichsam ein Riß am engen Horizont, durch den ein neues, geheimnisvolles Licht hereinbrach – ein Licht, das mich er-

schreckte und anzog zugleich. Und dieser Riß wurde größer, nach und nach dehnte sich das Licht aus, eine ungeheure Weite wurde sichtbar. Das neue Licht, das mir zuerst bedrohlich, dann aber immer beseligender erschien, drängte den kleinen, düsteren Horizont meines bisherigen Lebens endgültig und unwiderfürlich beiseite. Dabei nahm es gleichsam Rücksicht auf mich: wartete, bis ich ihm folgte, holte mich geduldig von meinen Irrwegen immer wieder ab und wies mich unbeirrbar in die eine, die rettende Richtung. In einer freien, weiten, lichten Welt fand ich mich wieder, deren ungeahnte Beglückung ich endlich in vollen Zügen in mich hineintrank.

Der einzige Wunsch, den ich mit der Veröffentlichung dieses Berichts verbinde, ist es, Menschen, die heute nach Gott suchen, zu helfen, die richtige Türe zu ihm zu entdecken; sie zu ermuntern, unermüdlich an ihr zu klopfen. Und ich bin gewiß, daß dem, der klopft, geöffnet werden wird – jene Tür, die ins Leben, in die Freiheit und in die unendliche Seligkeit der Liebe führt, die Jesus Christus verheißen hat.

## Inhalt

	Seite
Einleitung .....	3
1. Vorgeschichte .....	9
2. Frühe Kindheitserinnerungen .....	16
3. Schulzeit .....	26
4. Prägende Umwelteindrücke .....	31
5. Erste Berufsjahre .....	36
6. Abschied von der Heimat – Neues Leben in Österreich .....	41
7. Erlebnis in der Narkose .....	50
8. Übersiedlung nach Wien .....	62
9. Der Verlust der Finger .....	78
10. Der Traum in der Franziskus-Nacht .....	92
11. Einbruch der Gnade – Hildebrand .....	99
12. Schwere Entscheidungen – Neue Freunde .....	112
13. Bestätigung und Erfüllung in dunklen Zeiten .....	131
Daten zu Hellmut Laun .....	144
Nachwort des Sohnes .....	145

## 1. VORGESCHICHTE

Ich lebte bis zu meinem 21. Geburtstag in einem kleinen Ort auf der Schwäbischen Alb mit dem schönen Namen Königsbronn. Diesen Namen verdankt das Dorf dem Brenzursprung, einer starken, kristallklaren Quelle, die am Fuße einer steilen Felswand mit malerisch überhängenden alten Bäumen in einem großen „Felstopf“ entspringt. Dieser „Ursprung“, wie er im Weiler genannt wurde, gleicht dem bekannten „Blautopf“ von Blaubeuren, der durch Eduard Mörikes „Geschichte von der schönen Lau“ eine gewisse Berühmtheit erlangt hat. Durch eine besondere Spiegelung und infolge der unergründlich scheinenden Tiefe des Topfes leuchtet das Wasser in einem geheimnisvollen Blau und wird deshalb viel besucht und bewundert.

Diese Brenzquelle hatte für Königsbronn eine besondere Bedeutung, ja der Ort verdankt ihr geradezu seine Entstehung und im weiteren Verlauf seine wirtschaftliche Entwicklung. Zu beiden Seiten des Brenztales erstrecken sich nämlich auf den Höhenzügen des Albuches nach Süden und des Härtsfeldes nach Norden riesige Wälder, in denen noch zu Lebzeiten meines Großvaters Luchse und Wildschweine hausten. Diese Wälder waren von alters her die bevorzugten Jagdgebiete der Herzöge und späteren Könige von Württemberg. Als nun Albrecht I. von Habsburg einmal das Kloster Blaubeuren mit dem erwähnten Blautopf besichtigte, regte sich in ihm der sehnsüchtige Wunsch, einen ähnlichen Ort zur Stiftung eines Klosters aufzufinden. Die Sage erzählt, daß er tags darauf mit seinem Gefolge an den Brenzursprung gekommen sei und diesen Platz als den für seine Stiftung richtigen erkannt habe. In der Stiftungsurkunde vom 29. April 1303 erklärte Albrecht, „er habe beschlossen, zu Springen“ – so hieß der winzige Weiler damals – „ein Kloster des Zisterzienserordens zu stiften, um dadurch den Fehler der Undankbarkeit gegen seinen Schöpfer mög-

lichst zu vermeiden und für seine und der Seinigen Sünden durch die Gebete und Verdienste der Mönche desto eher Vergebung zu erlangen“. Königsbronn war auch tatsächlich für ein Zisterzienserklöster ein besonders geeigneter Platz, denn die Zisterzienser errichteten bekanntlich ihre Klöster fern von den Städten in ruhiger Waldeinsamkeit und in entlegenen Tälern; so wurde schon 1325 das von Albrecht gestiftete Kloster durch Mönche aus dem Kloster Salem bei Überlingen am Bodensee besiedelt.

Ich erzähle diese Gründungsgeschichte meines Geburtsortes deshalb, weil der bis dahin völlig unbedeutende und noch ganz unbekannt Ort dadurch ein gewisses Ansehen erlangte, und, wenn man so sagen darf, Anschluß an die große Welt bekam. Denn der Zisterzienserorden, im Jahr 1098 durch Herzog Odo von Burgund in Citeaux in Frankreich gegründet, hatte enormen Zulauf und besaß schon 50 Jahre später in Deutschland 500 Abteien. Dadurch entwickelte sich auch die Neugründung in Königsbronn sehr rasch, bekam eine Klosterschule und entfaltete durch ihre vielen Verbindungen im ganzen Reich ein geistiges Leben, das dem Dorf plötzliche Geltung verlieh.

Die Stiftung des Klosters hatte aber auch wirtschaftliche Folgen. Die Römer, von denen das Gebiet schon im 2. und 3. Jahrhundert n. Chr. besetzt worden war, besaßen in ihrem Kastell zu Heidenheim, acht Kilometer von Königsbronn entfernt, bereits einen Schmelzherd. Ebenso fanden sich in den umliegenden Wäldern Reste sogenannter Waldschmieden, in denen Einödbauern, vielleicht auch durchziehendes Volk, auf primitive Weise Eisen gewonnen hatten. Waren doch alle Voraussetzungen für Eisengewinnung in dieser Gegend gegeben: zahlreiche Erzvorkommen in der Umgebung, viel Holz, das man damals zum Schmelzen von Eisen benötigte, und beachtliche Wasserläufe, die die notwendige Energie für die Blasbälge und die Eisenhämmer lieferten. In einer Studie, die im Auftrag der

heute sehr bedeutenden schwäbischen Hüttenwerke ausgearbeitet wurde, ist nachzulesen, daß „die metallurgischen Schätze der Königsbronner Gegend wohl zuerst von den Mönchen des Klosters Königsbronn beachtet und genützt wurden“. Es steht urkundlich fest, daß die Eisenwerke von Königsbronn um die Mitte des 14. Jahrhunderts entstanden sind und dem Kloster zugehörig waren. Aber schon bald nach seiner Gründung wurde dieses in die Kämpfe des Reiches verwickelt und 1552 samt der herrlichen Klosterkirche niedergebrannt und zerstört. Der württembergische Herzog ließ Kloster und Kirche zwar 1565 wieder aufbauen, der katholische Gottesdienst wurde jedoch vom protestantischen Landesherrn gänzlich abgeschafft.

Die Mönche verließen das Kloster, und eine evangelische Klosterschule wurde eingerichtet, die bis 1595 bestand. Wenig später begann der Dreißigjährige Krieg, und unter dessen verheerenden Folgen hatte auch Königsbronn viel zu leiden. Dazu kam noch die Pest. Die Bevölkerung litt unsäglich unter den Drangsalen der Zeit. 1650 wird die Gesamteinwohnerzahl von Springen bzw. Königsbronn mit 38 angegeben, und vom Kloster wird 1652 berichtet, „daß es für sich selbst wie auch die darein gelegene Ziegelhütte und Mühle in der Ruin liegt“. Mit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges kam Königsbronn wieder an Württemberg und wurde damit endgültig protestantisch. 1806 ging der einstige Klosterbesitz schließlich im Oberamt Heidenheim auf.

Ein ähnlich wechselvolles Schicksal wie dem Kloster widerfuhr auch den Eisenwerken. Ein Teil wurde in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges zerstört. Sie fielen schließlich an den Staat und waren ab 1806 endgültig in dessen Verwaltung.

Zur Zeit meiner Jugend hatte Königsbronn jedoch, trotz der Eisenhütte, keinesfalls den Charakter eines Industrieortes. Die Bevölkerung bestand aus Kleinbauern und Handwerkern. Die

Hammerschmiede war ein schöner, alter Bau nahe dem Brenzursprung und meinem Geburtshaus. Mein Großvater arbeitete – wie alle seine Ahnen bis 1686 zurück – als Hammerschmied in diesem Eisenwerk. Er starb 18 Jahre vor meiner Geburt, und ich kenne ihn daher nur aus den Erzählungen meines Vaters. Er soll, wohl durch Abstammung und Beruf, ein bärenstarker Mann gewesen sein. Man erzählte mir etwa, daß in den Wirtschaftshäusern an arbeitsfreien Tagen oft gerauft wurde. Wenn dann der Polizist des Ortes mit den Burschen des Eisenwerkes nicht fertig werden konnte, holte er meinen Großvater, der selbst der ärgsten Raufbolde Herr wurde und die Ruhe wieder herstellte. Der Großvater wilderte auch viel, und man berichtete mir von manchem Abenteuer mit Wildschweinen und Luchsen. Wildern war freilich damals in Königsbronn gang und gäbe und wurde auch mehr oder weniger geduldet, weil der Wildreichtum in den großen Wäldern so gewaltig war, daß sich der Verlust in Grenzen hielt.

Dieser Großvater hatte zwölf Kinder. Mein Vater fiel in der Schule durch seine Begabung und sein Zeichentalent auf. So kam es, daß er zwar auch nur die Volksschule besuchen konnte, dann aber – nach Generationen einfacher Hüttenarbeiter – bei der Kattunmanufaktur in Heidenheim zur Lehre kam, um „Dessinateur“ zu werden. Damals war gerade der Mehrfarbendruck für Baumwollstoffe aufgekommen. Die Dessinateure lieferten dazu die Entwürfe. Es war ein neuer, aufstrebender Beruf, und mein Vater konnte sich bald selbständig machen, bildete sich im Ausland weiter und eröffnete schließlich in Kolmar ein eigenes Büro mit Angestellten, die seine Ideen und Entwürfe ausarbeiteten. Aber je weiter sich die Kattundruckereien entwickelten und ausbreiteten, umso mehr gingen sie dazu über, eigene Dessinateure anzustellen. Schließlich ließ mein Vater sein Büro in Kolmar auf und zog sich wieder nach Königsbronn zurück, um von hier aus seine im Ausland gewonnenen Kunden in kleinerem Umfang weiter zu beliefern.

Mein Vater war also der erste in einer langen Ahnenreihe von Werksarbeitern, dem der Aufstieg in einen etwas gehobenen Stand gelungen war. Sein um sechzehn Jahre jüngerer Bruder Hans fiel ebenfalls durch seine Begabung auf. Auch er konnte wegen der Armut der Eltern keine höhere Schule besuchen, kam aber in eine kaufmännische Lehre und brachte es schließlich mit der finanziellen Hilfe meines Vaters zum Prokuristen einer Textilfabrik in Stuttgart. So gelangte er zu einem gewissen Wohlstand und heiratete schließlich die Tochter eines Wirts und Weinhändlers, die ihm vier Töchter schenkte.

Auch mein Vater hatte, Jahre vor diesem Bruder, in Königsbronn geheiratet. Seine Frau war die einzige Katholikin, die ich in unserem weitverzweigten Stammbaum fand. Der Sohn aus dieser Ehe, Julius, war jedoch protestantisch. Die Katholizität dieser ersten Frau meines Vaters hinterließ also keine religiösen Spuren in unserer Familie. Die Frau starb schon neun Jahre nach der Geburt des Kindes. Mein Vater lebte als Witwer allein mit seinem Sohn, der ihm später, ebenfalls zeichnerisch begabt und vom Vater als Dessinateur ausgebildet, in seinem Büro half. Einige Jahre darauf starb der erwähnte jüngere Bruder des Vaters in Stuttgart und hinterließ seine Frau und vier Töchter im Alter von acht bis vierzehn Jahren.

Wie mir erzählt wurde, besuchte nun mein verwitweter Vater wiederholt seine Schwägerin mit ihren unversorgten Kindern. Er heiratete sie schon ein Jahr nach dem Tod seines Bruders. Oft hat mich später der Gedanke beschäftigt, was die Motive für diese Ehe gewesen sein mögen. Eine Liebesheirat war es mit größter Wahrscheinlichkeit nicht. Wohl mag der Gedanke vorgeherrscht haben, den Kindern des Bruders wieder einen Vater zu geben. Immerhin hatte die Witwe ein – wenn auch bescheidenes – Vermögen, das für die Versorgung der vier Mädchen einigermaßen ausgereicht hätte. Jedenfalls kam die Ehe zustande. Die Schwägerin, eine eher willensschwache und anleh-

nungsbedürftige Frau, löste den Haushalt in Stuttgart auf und übersiedelte mit ihren Töchtern nach Königsbronn, von der Stadt auf das Land, in das kleine schwäbische Dorf, wo jeder jeden kannte, in eine ihr und ihren Kindern völlig fremde Welt.

Bereits ein Jahr später kam ich zur Welt, freudig begrüßt von allen, besonders von meinen Halbschwestern, die sich immer schon ein Brüderchen gewünscht hatten. Aber nach kurzer Zeit zeigten sich erste Anzeichen schwerer Konflikte, die sich im Laufe der Zeit für alle Beteiligten tragisch auswirken sollten.

Mein Vater hatte sein altes, einfaches Haus abreißen lassen und errichtete an dessen Stelle einen neuen, großen Fachwerkbau, in dem unten Büros für seinen Dessinateurbetrieb vorgesehen waren, während in den oberen Stockwerken seine nun stattlich angewachsene neue Familie samt seinem Sohn Julius aus erster Ehe untergebracht wurde. Im Dorf war der Bau dieses schönen Hauses, die noble Verwandtschaft aus der Landeshauptstadt und das Glück meines Vaters für lange Zeit das Tagesgespräch. Die Differenzen der Eheleute drangen erst Jahre später nach außen.

Die Ursachen für die Zerwürfnisse waren verschiedenster Natur: teilweise lagen sie in den unterschiedlichen Charakteren meiner Mutter und meines ganz anders gearteten Vaters; teilweise hatten sie finanziellen Hintergrund. Dazu kam, daß meine Schwestern von Anfang an in Opposition zum Stiefvater, dem früheren „Onkel Julius“, standen. Die Mutter, zu schwach, sich den ersten Auflehnungen gegen den unerwünschten neuen Vater entgegenzustellen, hatte den besten Willen, allen alles recht zu machen, konnte aber gegen den vereinten Widerstand der vier heranwachsenden Töchter wenig oder nichts erreichen. Auf der anderen Seite stand der zehn Jahre ältere „neue Bruder“ Julius, der vorbehaltlos zu seinem Vater hielt und die immer häufiger auftretenden Streitigkeiten

noch schürte. Trotzdem hätte das Unglück sicherlich nicht die späteren Dimensionen angenommen, hätten nicht alle, die davon betroffen waren, ohne Religion gelebt. Mein Vater war das, was man einen Freigeist nannte. In ganz Königsbronn gab es nur eine einzige katholische Familie, die des Brauereibesitzers, dessen Sohn mit mir in die Schule ging, an dem ich aber nie etwas bemerken konnte, was auf eine andere Denkart als die meinige hätte schließen lassen. Auch unsere gesamte Verwandtschaft, ebenso jene meiner Mutter in Stuttgart, war evangelisch, aber ohne daß dies einen erkennbaren Einfluß auf ihr Leben gehabt hätte. So konnte sich der Zwist in der Familie immer mehr vertiefen. Es war wie ein Verhängnis, das ungehindert seinen Lauf nehmen mußte.

## 2. KINDHEITSERINNERUNGEN

Das erste Erlebnis, an das ich mich erinnere, ereignete sich, als ich etwa drei oder vier Jahre alt war. Es hat, scheint mir, noch keine Spuren in meiner Seele hinterlassen, war aber doch wie ein Anflug dunkler Schatten, die sich auf meine sonst so glückliche Jugend legen sollten. Das Geschehen selbst steht noch deutlich in meiner Erinnerung. Die mir damals unbekanntem Umstände, die dazu geführt hatten, erfuhr ich freilich erst, als ich schon erwachsen war und mir langsam ein immer deutlicheres Bild von den vielfältigen Hintergründen der tragischen Ehe meiner Eltern machen konnte.

Es müssen offenbar schon schwere Streitigkeiten vorausgegangen sein, von denen ich als Kind keine Ahnung gehabt haben konnte oder die meinem Gedächtnis entfallen sind: Mein Vater schlief zu jener Zeit nicht mehr im ehelichen Schlafzimmer, sondern lebte mit seinem Sohn Julius unten im Parterre. Ich schlief zwischen meiner Mutter und meiner Schwester Emma im „Gräbele“ des Ehebettes. Dieses Gräbele, wie man es in Schwaben nennt, liebte ich als Kind sehr; wohl deshalb, weil es mir das Gefühl besonderer Geborgenheit zwischen zwei Erwachsenen gab.

Es war eine sternklare Frühlingsnacht, und der Vollmond schien ins Zimmer. Ich erwachte, nicht durch ein Geräusch, sondern durch die Kälte, die mich weckte, weil ich ohne Bettdecke dalag. Die Betten links und rechts von meinem sonst so gemütlichen Gräbele waren leer – so viel konnte ich im Mondlicht sehen. Natürlich erschrak ich und begann, vor Angst laut nach der Mutter zu rufen. Endlich hörte ich draußen im Wohnzimmer Schritte. Eine meiner Schwestern stürzte ins Zimmer, wickelte mich eilig in eine Decke und hastete mit mir die Treppe hinauf in ein darüberliegendes Zimmer im zweiten Stock. Die Tür wurde rasch verriegelt, und ich fiel in die Arme

meiner weinenden Mutter, die sich hier mit allen vier Töchtern eingeschlossen hatte. Erst allmählich konnte ich den bruchstückweisen Erzählungen der verängstigten Frauen halbwegs entnehmen, was sich ereignet hatte: Der Vater und mein älterer Halbbruder waren spät abends heimgekommen, als die ganze Familie schon schlief. Meine älteste Schwester hatte die Tür zu unserem Wohnzimmer im ersten Stock abgeschlossen, offenbar deshalb, weil sich zu jener Zeit die Mädchen schon vor dem Stiefvater, besonders aber vor Julius fürchteten. Die verschlossene Tür hatte die beiden Männer so erregt – sie war von ihnen vermutlich als Provokation aufgefaßt worden –, daß sie die Tür eindrückten und weiter in das dahinterliegende Schlafzimmer vordringen wollten. Mutter und Schwester, die neben mir schliefen, waren zu Tode erschrocken. Die beiden Männer aber waren durch die samt dem Türstock aus der Verankerung gerissene Tür offenbar doch ernüchtert worden, hatten das Schlafzimmer auch verschlossen gefunden und waren schließlich in ihre Räume im Parterre zurückgekehrt. Diesen Augenblick hatten meine Schwester und meine Mutter genützt, um in den zweiten Stock zu fliehen. Das Bettzeug hatten sie dabei mitgenommen, mich aber in der Eile und Verwirrung liegen lassen, wohl wissend, daß mein Vater mir nichts antun würde. Als mich eine der Schwestern unten laut schreien hörte, faßte sie Mut, stieg die Treppe nochmals hinunter und holte mich. Noch heute, nach so vielen Jahren, erinnere ich mich, daß die ganze Situation den Eindruck eines unbegreiflichen Unglücks auf mich machte.

Dieses Erlebnis wirkte offenbar unbewußt in mir weiter, denn von nun an merkte ich auch alle weniger drastischen Anzeichen einer mir rätselhaften Spannung in der Familie. Aber ein Kind vergißt ebenso schnell wieder. Glücklicherweise empfang ich von allen Seiten viel Liebe: Meine viel älteren Schwestern verwöhnten den kleinen Bruder; die Mutter war zärtlich und oft sogar zu nachgiebig, und ebenso genoß ich die volle Zuneigung

meines Vaters. Ich war also durchaus von Liebe umgeben, stand aber zwischen zwei feindlichen Lagern und hörte oft von beiden Seiten Äußerungen, die nicht für meine Ohren bestimmt waren und die ich auch meist nur halb oder gar nicht verstand. Was ich jedoch mit zunehmendem Alter immer deutlicher fühlte, war der schwelende Konflikt, der nach außen hin noch wenig zutage trat.

Ehe ich in die Schule kam, spitzte sich die Lage dramatisch zu. Als ich einmal vom Spielen mit meinen Kameraden heimkehrte, fand ich lauter verweinte, ja verstörte Gesichter vor. Zögernd, zum Teil verschleiert, erfuhr ich den Sachverhalt: Mein Vater hatte meine Mutter vor dem Dienstmädchen geohrfeigt! Stunden später wußte es das ganze Dorf. Welche Demütigung für meine Mutter! Dabei war ein ganz geringfügiger Vorfall der Anlaß gewesen: Die Mutter war mit dem Mädchen in der Waschküche beim Waschen. Als sie schon fast fertig waren, kam mein Vater und brachte noch einige Stücke. Die Mutter lehnte es ab, nochmals von vorn anzufangen. Es kam zu einem Wortwechsel, und schließlich ließ sich mein Vater im Zorn zu jener Affekthandlung hinreißen . . .

Damit begann eine aufregende Zeit für die ganze Familie. Für mich war es noch am wenigsten spürbar, denn in dem kleinen Dorf hatte ich viele Spielkameraden, und die großen Wälder und Wiesen waren für uns ein Paradies zum Herumtollen. Schließlich merkte ich aber doch, daß etwas Ernsthaftes im Gang war. Die Verwandten kamen aus Stuttgart angereist, darunter mein Onkel Friedrich, der Bruder meiner Mutter, und man eröffnete mir, daß wir von Königsbronn wegziehen und nach Bad Cannstatt übersiedeln würden. Ein großer Möbelwagen fuhr vor, das ganze Haus wurde bis auf ein Zimmer geräumt, und ich durfte zum erstenmal in einem Schnellzug fahren, in eine fremde, große Stadt – ein aufregendes Erlebnis! Mein Vater blieb allein zurück, und meine Mutter, meine

Schwestern und ich zogen in eine Wohnung im Haus meines Onkels Friedrich ein.

Für mich, den Landbuben, fing damit ein ganz anderes Leben an. Die große Stadt war mir etwas völlig Neues! Eine Straßbahn hatte ich noch nie gesehen! Während ich aber im Kreis meiner Königsbronner Kameraden immer eine Art Anführer gewesen war, fühlte ich mich in der neuen Umgebung allen unterlegen. Mein Vetter Fritz und meine beiden Kusinen waren etwa im gleichen Alter wie ich, mir jedoch weit überlegen. Sie ließen mich das nach Kinderart auch deutlich fühlen. Meine vielfachen Fertigkeiten, die ich vom Land mitbrachte, zum Beispiel das Fangen von Forellen mit der Hand oder das Erklettern hoher Felsen, konnte ich in der Stadt nicht unter Beweis stellen. Wenn ich von früheren Abenteuern berichtete, wurde ich nur ausgelacht und solcherlei Erzählung als Prahlerei abgetan.

Meine Kusinen, viel wortgewandter als ich schüchterner Dorfbub, erfanden noch dazu für mich einen Spottnamen. Wegen meiner runden Kopfform (später von einem Professor unserer Schule als typisch mesokephal charakterisiert) nannten sie mich Kegelkugelköpfler, und dieser Spottname war bald im Munde aller Cannstätter Spielkameraden, was mich lange ärgerte, bis ich endlich nach Monaten als Gleichberechtigter an ihren ganz anders gearteten, städtischen Spielen teilnehmen durfte.

Ich war also in der neuen Umgebung anfangs recht unglücklich. Erst langsam gewöhnte ich mich einigermaßen an die Stadt und begann sogar allmählich, das Landleben zu vergessen. Nach mehr als einem Jahr – meinen Vater hatte ich nur noch dunkel in Erinnerung – schnappte ich beim gemeinsamen Essen gewisse Äußerungen auf, die mir verrietten, daß wieder etwas vorging, was man mir verbergen wollte. Viele Jahre später erfuhr ich die Hintergründe: Meine Mutter hatte einen Scheidungsprozeß gegen meinen Vater angestrengt. Es hatte mehrere Ge-

richtsverhandlungen gegeben, von denen ich natürlich nichts erfuhr. Schließlich kam das Urteil: Meine Mutter verlor den Prozeß und mußte nach Königsbronn zurück! Mein Bruder Julius, meines Vaters Sohn aus erster Ehe, hatte laut Gerichtsbeschluß das elterliche Haus zu verlassen. Ich wurde meinem Vater zugesprochen, wohl in der richtigen Annahme, daß es dann meiner Mutter leichter fallen würde, wieder nach Königsbronn zu ziehen. Dann gab es noch einige vermögensrechtliche Bestimmungen zugunsten meiner Schwestern, welche die bisherigen Rechte meines Vaters einschränkten. Aber wie gesagt, diese Dinge erfuhr ich erst viel später, denn ich war ja damals knapp sechs Jahre alt und – wegen der Übersiedlung nach Cannstatt – noch nicht einmal in der Schule.

An mir wurde das Urteil zuerst vollstreckt. Eines Tages eröffnete man mir, daß ich wieder zu meinem Vater nach Königsbronn zurückkehren dürfe. Papa würde mich in den nächsten Tagen vom Bahnhof Stuttgart abholen. Über diese Nachricht erschrak ich sehr. Ich weinte und erklärte, unbedingt bei meiner Mutter und bei meinen Schwestern bleiben zu wollen. Auch meine anderen Verwandten hatte ich mittlerweile lieb gewonnen und ich wollte mich nun um keinen Preis von meinen Vettern und Kusinen trennen.

Schließlich ließ ich mich aber beruhigen, besonders mit der Aussicht, daß meine Mutter und die Schwestern bald nachkommen würden. Das Wiedersehen mit den schon fast vergessenen Spielkameraden in Königsbronn wurde mir in den berückendsten Farben vor Augen gestellt, so daß ich schließlich einwilligte, meine Schwester Sophie nach Stuttgart zu begleiten. Sophie als die jüngste der Schwestern hatte man zur Begleiterin ausersehen, weil sie mit meinem Vater noch am ehesten auskam.

Mir war bei der Fahrt zum Bahnhof sehr bang zumute, weil ich von den Verwandten so manches böse Wort über meinen Vater

gehört hatte. Als ich ihn in der Bahnhofshalle wiedersah und Sophie mich zu ihm hinführte, begann ich laut zu weinen und wollte zurück zu meiner Mutter. Mein Vater war sichtlich betroffen über diese unerwartete Reaktion. Es kam ihm wohl erst jetzt so recht zu Bewußtsein, was die Streitigkeiten zwischen Mutter und ihm in mir angerichtet hatten. Es bedurfte seiner ganzen Überredungskunst, daß ich schließlich, immer noch widerstrebend, mit ihm fuhr.

Der erste Gang in Königsbronn führte in das Gasthaus, auf das mein Vater, der allein lebte, angewiesen war. Ich sehe heute noch im Geist die bärtigen Männer, die lärmend in der Wirtsstube herumsaßen, Bier tranken und mich lautstark begrüßten. Unser Haus, in das mich mein Vater dann führte, war vollkommen leer und machte auf mich einen fremden, fast unheimlichen Eindruck. Mein Vater hauste in einem Zimmer im zweiten Stock inmitten großer Unordnung. Alles war anders, als es früher gewesen war.

Wie zu erwarten, lebte ich mich jedoch in wenigen Wochen wieder ein. Meine Spielkameraden begrüßten mich stürmisch. Bald entdeckten wir, daß sich die vielen leeren Zimmer unseres Hauses ideal für neue Spiele eigneten. Mein Vater ließ uns gewähren, kümmerte sich auch wenig um mich, und so waren viele Räume bald angefüllt mit allerlei Verstecken, die wir bastelten, und mit Indianerzelten, die wir in den weitläufigen Zimmern errichteten. Im Erdgeschoß gab es ein großes Badezimmer mit einem in den Boden eingelassenen gekachelten Wasserbecken. In diesem Becken tummelten sich bald Forellen aus der nahen Brenz und andere Wassertiere. Mein Vater war froh, daß diese unerwartete Freiheit mich mit meiner erzwungenen Rückkehr versöhnte und die Cannstätter Zeit mehr und mehr vergessen ließ. Er drückte wohl auch öfter als sonst ein Auge zu, weil ihn meine Anhänglichkeit an die Mutter und die Schwestern sehr geschmerzt hatte.

Monate später – es war an einem Vorfrühlingstag –, als ich gerade in ein Spiel vertieft war, hörte ich von ferne eine vertraute Stimme meinen Namen rufen. Mit ungläubigem Erstaunen horchte ich auf. Es war meine Schwester Maria! Sie war gekommen, um uns von Mutters bevorstehender Rückkehr zu unterrichten. Meine Freude war grenzenlos!

Nun begann ein großes Reinemachen in allen Zimmern. Die Forellen und Molche mußten aus dem Bad heraus und ich ins Bad hinein, denn ich war nur noch barfuß herumgelaufen und unbeschreiblich schmutzig. Einige Tage später kam dann der gleiche große Möbelwagen angefahren, der uns seinerzeit nach Cannstatt gebracht hatte, und die Zimmer wurden wieder eingerichtet, alles kam genau an seinen alten Platz. Man kann sich denken, was für ein Schauspiel das für die Königsbronner war! Das ganze Dorf sprach tagelang von nichts anderem, und ich konnte später ermessen, welche Demütigung auch diese Heimkehr für meine arme Mutter gewesen sein mochte. Es lief auch nicht alles so weiter, wie wir es von früher gewohnt waren. Mein Vater lebte im zweiten Stock, also ganz oben im Haus. Julius durfte entsprechend dem Gerichtsbeschuß nicht mehr bei uns wohnen. Meine Mutter bezog mit meiner Schwester Maria und mir den ersten Stock; die Büros im Parterre wurden vermietet. Mein Vater aß nicht mehr gemeinsam mit uns, sondern bekam sein Essen hinaufgeschickt, so daß fast alle Reibungsflächen ausgeschaltet waren. Die anderen Schwestern nahmen Stellen in Stuttgart an und kamen nur noch gelegentlich übers Wochenende und in den Ferien nach Hause. Für mich begann endlich die Schule.

So wurde das ganze Leben friedlicher, obwohl eine eigentliche Versöhnung nicht stattfand und die Konfliktsituation bestehen blieb. Aber für mich war die Spannung erträglicher. Ich lebte unten bei der Mutter, ging jedoch oft und gern zu meinem Va-

ter hinauf, den ich liebte und der mich, einsam geworden, seinerseits gerne bei sich sah.

Eine Szene erhellte freilich blitzartig, wie tief der Zwist durch die Familie ging, den alle Erwachsenen vor mir zu verbergen suchten. Das Geschäft meines Vaters brachte zu jener Zeit fast keinen Gewinn mehr. Die Familie lebte von den Zinsen des relativ kleinen Vermögens, das meiner Mutter und meinen Stiefschwestern verblieben war. Jedes Vierteljahr kam von einer Stuttgarter Bank ein gelbes, versiegeltes Kuvert mit diesen Zinsen. Es mußte laut Gerichtsbeschuß meinem Vater, dem Familienoberhaupt, übergeben werden. Das Kapital selbst durfte er nicht mehr angreifen; es wurde vom Vormund meiner Schwestern verwaltet. Eines Tages, als ich gerade bei meinem Vater oben spielte, läutete es, und der Geldbriefträger überbrachte das erwähnte gelbe Kuvert. Ich sah, wie es der Vater nervös öffnete, den Inhalt zählte und dann einen bestimmten Betrag zurücksteckte. Ich hatte diesen Vorgang noch nie erlebt und schaute erstaunt zu. Schließlich drückte mir mein Vater das Kuvert in die Hand und forderte mich auf, es der Mutter hinunterzubringen. Arglos sprang ich die Treppe hinab und wollte schon wieder umkehren, als meine Mutter einen unterdrückten Schrei ausstieß und zu weinen begann. Zufällig waren an diesem Tag neben Maria auch die anderen Schwestern zu Hause. Die Mädchen eilten also herbei, zählten das Geld nach, das ja für die nächsten drei Monate reichen mußte, und bestärkten meine Mutter in ihrer Empörung. Wie gerecht oder ungerecht mein Vater gehandelt hatte, konnte ich nicht beurteilen; ich weiß es auch heute nicht. Jedenfalls fand an Stelle einer ruhigen Aussprache nun eine Auseinandersetzung statt, die mich erneut erschreckte und in mir die Erinnerung an frühere Kontroversen wieder weckte. Meine Mutter stürmte in höchster Erregung in das Zimmer meines Vaters und überhäufte ihn mit Vorwürfen, worauf er sie am Arm packte und aus dem Zimmer drängte. Die Schwestern kamen nun ebenso lärmend der Mut-

ter zu Hilfe. Da ergriff mein Vater – weiß vor Zorn – einen Stock und schwang ihn, oben auf der Treppe stehend, den Frauen drohend entgegen. Die Szene endete mit allgemeinem Geschrei und dem Zuschlagen von Türen, hinter denen meine noch immer weinende Mutter mit den Schwestern verschwand.

Mein Vater aber nahm mich zitternd bei der Hand, verließ mit mir das Haus, und wir gingen einen Weg durch das Dorf, der in den nahen Wald führte. Er sprach kein Wort. Auch ich war völlig verstummt. Dann brach es plötzlich aus mir heraus: „Papa, wenn du das noch einmal tust, dann gehe ich ins Wasser!“ Mein Vater wurde noch blässer, als er vor Aufregung schon war, dann antwortete er mir mit bebender Stimme: „Kind, jetzt verstehst du das alles nicht! Aber du wirst es einmal später verstehen, wenn du groß bist.“

Das war der letzte große Streit zu Hause, an den ich mich erinnere. Dann kam bald der Mobilmachungstag für den ersten Weltkrieg. Mein Vater lebte immer einsamer und zurückgezogener oben im zweiten Stock, mein Bruder Julius mußte einrücken, und die großen Veränderungen, die der Krieg mit sich brachte, ließen den Familienkonflikt in den Hintergrund treten. Zwei Jahre nach Kriegsbeginn begann der Vater zu kränkeln. Er war bis dahin immer kerngesund gewesen und hatte lange, weite Wanderungen in seinen geliebten Wäldern gemacht. Schließlich vertraute der Arzt meiner Mutter an, daß keine Hoffnung mehr bestünde. Jetzt endlich begann das Eis in den Seelen zu schmelzen. Meine Mutter und die als einzige noch im Haus lebende Schwester Maria sorgten rührend für den schwerkranken Mann und verbrachten Stunden an seinem Krankenbett. Dabei ergriff mein Vater einmal in meiner Anwesenheit die Hand meiner Mutter und stammelte: „Mathilde, ich habe es immer gut gemeint . . .“ Das wäre die Sternstunde für ein wahres Verzeihen gewesen. Aber meine Mutter, nicht verhärtet, aber sehr verlegen und hilflos, wußte nichts Rechtes

darauf zu sagen, sodaß eine wirkliche Versöhnung zumindest nach außen hin nicht zustande kam und die Worte der Vergebung nicht gesprochen wurden. Wenige Tage darauf kämpfte mein geliebter Vater seinen schweren Todeskampf. Am Bett standen meine Mutter, meine Schwester Maria, der Hausarzt und ich. Als jener nach Stunden der Agonie uns Angehörigen ein Zeichen gab und meinem Vater die Augenlider schloß, brachen meine Mutter, meine Schwester und ich in ein bitterliches Weinen aus. Wir spürten und wußten alle, daß hier ein langes Ehedrama zu Ende gegangen war und daß der Verstorbene viele Jahre tief unglücklich und einsam gelebt hatte.

Mein Bruder Julius kehrte als Soldat zur Beerdigung heim. Am Grab traf er mit meiner Mutter und den Schwestern zum erstenmal nach Jahren wieder zusammen. Unter dem Eindruck von Vaters Tod kam damals eine formelle Versöhnung zustande, doch konnte auch sie der Realität der kommenden Jahre nicht standhalten.

### 3. SCHULZEIT

In meinen späteren Jahren habe ich erfahren, daß der beste Religionsunterricht in der Schule wenig oder keine Frucht bringen kann, wenn die Eltern nicht dadurch mitwirken, daß das Kind daheim gelebte Religiosität kennenlernt. Bei uns zu Hause wurde über Religion nie gesprochen; von einer religiösen Atmosphäre konnte keine Rede sein. Mein Vater war ein Freigeist und huldigte einem gewissen Pantheismus; jedenfalls war die Liebe zur Natur, die sich in seinen vielen Wanderungen in den Wäldern täglich kundtat, die einzige Nahrung seiner Seele. Meine Mutter war vielleicht eine heimliche Christin, aber nie habe ich von ihr ein religiöses Wort oder gar eine religiöse Mahnung gehört. So kam ich also nur in der Schule mit Religion in Berührung.

Wenn ich mich nach dem Einfluß dieses Unterrichts auf mein späteres Leben frage, so werden in mir nur einige wenige Eindrücke wach. Der Klassenlehrer in der fünften Klasse, ein älterer Herr mit weißem Spitzbart, der in Heidenheim als Begründer des Heimatmuseums viel Ansehen genoß, hatte die von uns Schülern sonst nie erlebte Gewohnheit, morgens vor dem Beginn der ersten Schulstunde zu beten. Er las dabei einige Psalmen vor, in denen wiederholt die Stelle vorkam: „Wo ich geh, sitz und steh, laß mich dich erblicken und vor dir mich bücken. Amen.“ Es kann sein, daß dies nicht der richtige Text ist, sondern eine Verballhornung, die wir daraus gemacht hatten. Jedenfalls betrachteten wir diese Worte als eine Belustigung und nahmen sie keineswegs ernst. Das Hauptgewicht des Unterrichts lag auf den naturwissenschaftlichen Fächern Physik, Chemie und Mathematik – das waren die Gegenstände, die uns interessierten. Deutlich erinnere ich mich noch an einen Professor, der – ein einzigesmal! – in einer Physikstunde mit den Tränen kämpfte, als er abschweifte und uns dunkle Andeutungen über ein metaphysisches Thema machte. Er war Anthropo-

soph, wie sich nach der Stunde herumsprach, was uns aber nur befremdete und keinen weiteren Eindruck hinterließ.

Eine größere und unerwartete Bedeutung bekam die Religion als Unterrichtsfach dann erst in der Maturaklasse, als wir etwa achtzehn Jahre alt waren. Wir hatten als Religionslehrer einen Stadtpfarrer würdigen Aussehens. Dieser legte unseligerweise ein gewisses Pathos an den Tag und sprach in einem salbungsvollen Ton, der uns nicht im geringsten lag. Er gab sich die beste, rührendste Mühe, uns für Religionsgeschichte zu interessieren; aber da bei uns allen die wichtigste Voraussetzung fehlte, nämlich der Glaube, stand der arme Mann auf verlorenem Posten. Für uns war die ganze Stunde eine amüsante Unterhaltung, und da der Herr Stadtpfarrer auch keine Zucht halten konnte, trieben wir es schließlich so bunt, daß er beim Rektorat um seine Enthebung ansuchte.

Was nun folgte, war eine große Überraschung für die ganze Klasse. Es kam ein neuer, von uns mit Spannung erwarteter Religionslehrer, ein Vikar, der noch vor kurzem an der Front gestanden war und in Reithosen mit Lederbesatz erschien, halb noch in Uniform, mit abgetrennten Offizierslitzen. Er war natürlich genau unterrichtet, weshalb sein Vorgänger bei uns den Unterricht niedergelegt hatte. Die erste Stunde verlief in vollster Disziplin, nicht die geringfügigste Störung kam auf. Das war noch begreiflich, weil wir ja den „Neuen“ erst kennenlernen wollten. Das „Wunder“ begann aber, als sich die Religionsstunde zum interessantesten Fach des Stundenplanes entwickelte. Das war so sensationell, daß der einzige Katholik der Klasse – er war unser Primus und natürlich vom protestantischen Unterricht befreit – von nun an freiwillig zur Stunde des Vikars kam und auch bis zum Schluß daran teilnahm. Die ganze Schule sprach von dieser „Kopernikanischen Wende“. Der Vikar stand uns natürlich auch altersmäßig viel näher. Er begann gleich in der ersten Stunde mit Oswald

Spengler, dessen *Untergang des Abendlandes* damals soeben erschienen war. Dann entwickelte er eine mathematische Gleichung, eine Funktion A durch B, wobei A das Ich war und B die Umwelt. Das Ich (A) blieb in ständiger Abhängigkeit von der Umwelt (B). Die Funktion wurde erst stabil, das heißt, das Ich bekam eine feste Beziehung zur Umwelt, wenn es sich mit dem unendlichen Gott verband, die Funktion also die Formel A mal Unendlich durch B annahm. Diese These präsentierte er mit vielen Überlegungen und Varianten. Er verstand es dabei meisterhaft, an unser primär naturwissenschaftliches Interesse anzuknüpfen, so daß wir das ganze Jahr hindurch fasziniert seinen Ausführungen und immer wieder neuen Bezügen zum realen, uns vertrauten Leben lauschten.

Gegen Ende des Schuljahres beschäftigte uns der Vikar auch mit klassischer Literatur, und das völlig Unerwartete war, daß er uns allen schließlich zum Abschied ein Büchlein schenkte mit der Widmung: „Zur Erinnerung an den Religionsunterricht.“ Das Büchlein enthielt die bekannte Erzählung *Der Großinquisitor* aus Dostojewskijs *Die Brüder Karamasow*, die Iwan Karamasow, der Gottesleugner, seinem jüngeren Bruder Aljosscha erzählt, der als gläubiger Christ ins Kloster gegangen war. Die späten Tagebücher, die Dostojewskij wenige Jahre vor seinem Tod geschrieben hat, beweisen, daß die Ansichten Iwan Karamasows über die römisch-katholische Kirche genau die Ansichten Dostojewskijs selber gewesen sind: Die römische Kirche sei der Antichrist und habe das für die Menschen unbrauchbare Werk Christi „verbessert“, das heißt, der wahren Natur der Menschen angepaßt. Die Erzählung Iwans ist so faszinierend, so genial und eindrucksvoll, daß sie damals einen tiefen Eindruck auf uns machte. Auch ich war jahrelang der Überzeugung, daß *Der Großinquisitor* das wahre Gesicht der römischen Kirche zum Ausdruck bringe. Es war gleichsam eine Warnung des Vikars an uns Maturanten, die wir ihn hoch schätzten: „Wenn ich vielleicht den einen oder anderen von

euch zum Glauben an Christus gewonnen habe – der römisch-katholischen Kirche dürft ihr nicht glauben, sie ist der Antichrist!“

Geblieben war von diesem Unterricht also nur die Abneigung gegen die katholische Kirche. Sein religiöser Gehalt hat jedenfalls keine erkennbaren Spuren in meiner Seele hinterlassen. Jahrzehnte später, als unser Vikar längst Stadtpfarrer in Untertürkheim geworden war, sah ich den so geschätzten Religionslehrer wieder. Als er bei dieser Gelegenheit von mir hörte, daß ich beschlossen hatte, Katholik zu werden, war er tief betrübt und machte auch einen Versuch, mich zurückzuhalten. Aber seine Argumente verfielen bei mir nicht mehr.

Etwa ein Jahr vor dem Abschied von der Schule ereignete sich noch etwas Außergewöhnliches: Eines Vormittags während der Englischstunde hörte man plötzlich wildes Lärmen im Schulhof und das Getrappel vieler Füße. Wir stürzten an die Fenster und sahen eine Menge aufgeregter Menschen ins Schulgebäude strömen. Es war der Anfang des Spartakusaufstandes. Was war geschehen? Auf dem Markt in Heidenheim hatte ein Obsthändler angeblich überhöhte Preise für seine Ware verlangt. Eine Arbeiterfrau riß darauf aus Empörung einen Korb mit Obst an sich. Der Händler zog unglücklicherweise eine Pistole und bedrohte die Frauen, die ihn umdrängten. Daraufhin liefen einige der Frauen in die große Turbinenfabrik Voith und holten ihre Männer zu Hilfe. Voith beschäftigte damals etwa fünftausend Arbeiter, die sogleich die Arbeit niederlegten und in Scharen zum Markt strömten. Der arme Obsthändler wurde von der aufgebrauchten Menge buchstäblich zu Tode geprügelt. Das war das Signal zu einem allgemeinen Aufstand in der Stadt. Es bildete sich ein Revolutionsrat, der sogleich nach den Waffen der sogenannten Bürgerwehr suchte. Wir Schüler hatten keine Ahnung davon, daß ein Teil dieser Waffen im Keller unseres Schulgebäudes versteckt war. Das er-

fuhren wir erst, als die Menge wieder aus der Schule hinausströmte: Alle Männer waren mit Gewehren bewaffnet, teilweise wurden sogar Maschinengewehre mitgeschleppt. Binnen weniger Stunden war ganz Heidenheim in Aufruhr, ja es hieß, die Unruhen griffen in ganz Württemberg um sich. Alle Ausfallstraßen wurden gesperrt, der Zugverkehr eingestellt. Überall waren Gruppen von bewaffneten Arbeitern zu sehen. Wir Schüler mußten die Schule verlassen, und jene von uns, die auswärts wohnten, auch die Stadt.

Weiter geschah zunächst nichts. In Königsbronn, acht Kilometer von Heidenheim entfernt, herrschte Ruhe, aber alle Einwohner waren in gespannter Erwartung der Dinge, die da kommen würden. Bald gingen Gerüchte um, daß in den übrigen Industriestädten Ruhe herrsche. Andere wieder gaben zu wissen vor, daß auch bei Mercedes-Benz in Untertürkheim Unruhen ausgebrochen seien. Es verging fast eine Woche, ohne daß sich in Heidenheim etwas ereignet hätte – eine ungeheure Spannung lag in der Luft. Plötzlich trat das Unerwartete ein: Während auf allen Zufahrtsstraßen nach Heidenheim Barrikaden errichtet waren und Arbeiter hinter Maschinengewehren sturmbereit lagen, fuhr morgens gegen vier Uhr, als die ganze Stadt noch im Schlaf lag, ein Panzerzug langsam in den Bahnhof ein. Eine Spezialtruppe aus Stuttgart, für Straßenkämpfe speziell geschult, entstieg den gepanzerten Waggons und besetzte blitzschnell die strategisch wichtigen Punkte der Stadt. Kein einziger Schuß fiel. Es gab weder Tote noch Verletzte zu beklagen, was niemand zu hoffen gewagt hatte. Der Überraschungseffekt war so groß, die Spezialeinheit taktisch so überlegen, daß jeder Widerstand sinnlos erschien. Sämtliche Waffen mußten abgeliefert werden, und kurz darauf verließen die Soldaten die Stadt wieder. Alles atmete auf, denn es hatte böse ausgesehen, und es war durchaus unwahrscheinlich gewesen, daß es ohne ein Blutbad abgehen würde.

#### 4. PRÄGENDE UMWELTEINDRÜCKE

Die geschilderten familiären Konflikte übten zweifellos einen nachhaltigen Einfluß auf mich aus. Andererseits verlebte ich doch auch eine sehr glückliche Jugend. Königsbronn war ein kleiner Ort. Jeder kannte jeden, und viele Bedingungen waren gerade für ein Kind so ideal, daß das Helle, Freundliche bei weitem überwog. Unser großer Garten, der Fluß und die Wälder bildeten großartige Voraussetzungen für die phantasiereichen Spiele der Schar von Kameraden und Freunden, mit denen ich aufwuchs. Im Gegensatz zu vielen Schulkollegen, die zu Hause schon mitarbeiten mußten, war ich ganz frei; die Hausaufgaben erledigte ich unterwegs im Zug zwischen Königsbronn und Heidenheim und in der verbleibenden halben Stunde im „Fremdenzimmer“ der Schule, in dem sich die auswärtigen Schüler zwischen Ankunft des Zuges und Beginn des Unterrichts aufzuhalten hatten.

Was aber meine Jugend am stärksten positiv prägte, war der Umgang mit der Familie meines Freundes Werner Knapp. Sein Vater, der Oberbergrat Knapp, war Leiter des Königsbronner Eisenwerks. In unserem Ort war die Bevölkerung damals fast hierarchisch gegliedert, und als „erste Familie“ galt unangefochten jene meines Freundes. Sie wohnte im nobelsten Haus des Ortes, verkehrte mit den angesehensten Familien des Landes, und ich lernte in dieser Familie jenes eigenartige Etwas kennen, das man Kultur nennt. Alles bei den Knapps war irgendwie anders als bei den übrigen Bürgerfamilien, etwa der des Arztes oder irgendeines anderen Akademikers im Ort. Die Wohnung in dem schönen Haus mit dem gepflegten Garten war einfach, aber mit erlesenem Geschmack eingerichtet. Der Oberbergrat war ein musisch veranlagter, hochgebildeter Mann, der so aussah, wie wir Buben uns einen Minister vorstellten, und der ja auch mit Ministern Umgang hatte. Die Knapps lebten zwar schlicht, führten aber ein großes Haus. Die Gäste

kamen fast alle von auswärts angefahren und waren vorwiegend Künstler oder andere bedeutende Persönlichkeiten. Ich erinnere mich noch gut daran, einmal den späteren Bundespräsidenten Heuss, damals schon Professor und bedeutender Journalist, bei den Knapps angetroffen zu haben. Seine Frau war eine geborene Knapp, und so war er mit der Familie meines Freundes weitläufig verwandt.

Während der Oberbergrat von uns Buben mehr aus der Distanz bewundert wurde, war Frau Knapp, klein und lebhaft, eine Mutter, die viel und voller Phantasie mit uns Kindern zu spielen verstand. Mein Freund hatte eine große, zwei Zimmer in Anspruch nehmende Eisenbahnanlage, mit der wir uns die ganzen Weihnachtsferien hindurch zu beschäftigen pflegten. Wenn Frau Knapp mittat, brachte sie so herrliche Ideen in das Spiel, daß wir immer fasziniert waren und wieder für viele Tage Anregungen der schönsten Art hatten.

An Festtagen, zum Beispiel zu Weihnachten, waren die Tische nie überladen, aber der Gabentisch zeugte immer von Kunstsinne. Mein Freund Werner schenkte reizende Scherenschnitte, sein Bruder Bernhard bastelte selbstbemalte Kalender, die Schwester Annaliese nähte für jeden etwas Besonderes; kurzum, es gab selten Gekauftes auf dem Gabentisch, sondern speziell ausgedachte Geschenke, an denen schon monatelang vorher gearbeitet worden war. Als besonders schön habe ich noch ein Bahnhofsgebäude in Erinnerung, das der Oberbergrat selbst angefertigt hatte. Es war ein kleines Kunstwerk mit richtigen Fenstern und Türen, mit einer Schaltherhalle und einer eigenen Wohnung für den Vorstand im ersten Stock.

Obwohl die Knapps als sehr vermögend galten, wurden die drei Kinder äußerst einfach erzogen. Ich entsinne mich, daß die zwei Buben die ganze warme Jahreszeit hindurch dieselben ledernen Tirolerhosen trugen und der jüngere Bernhard sich oft ein we-

nig genierte, weil er immer die Lederhosen Werners auftragen mußte, wenn sie diesem zu klein geworden waren. Aber hinsichtlich Anregungen und Bildungsmöglichkeiten vielfältigster Art fehlte es den Kindern an nichts. Es wurde Theater gespielt, musiziert, gemeinsame Lesungen wurden veranstaltet, kurz, ich lernte dort ein Familienleben kennen, wie es zu Hause nicht existierte. Nur eines fehlte auch bei den Knapps: Sie lebten – zumindest nach außen – ohne religiöse Praxis. Wie alle Leute im Ort waren sie evangelisch, erschienen aber nur ganz selten in der Kirche, höchstens an den Feiertagen, und verkehrten auch nicht mit dem etwas biederen Pfarrer. Als ich schon die Maturaklasse besuchte, wurde einmal in einer kleinen Gesellschaft der Brief eines Onkels von Frau Knapp vorgelesen. Dieser Onkel war von Geburt an blind, hatte aber dennoch an der Universität Heidelberg studiert, dort auch ein Doktorat erworben; er erwies sich als überaus geistreicher Mann, der oft eine ganze Gesellschaft unterhielt. Er hatte in besagtem Brief eine abfällige, jedoch originelle Bemerkung über den christlichen Gottesglauben gemacht, so daß diese Passage eigens zitiert wurde. Als man bemerkte, daß wir jungen Leute zuhörten, versuchte man schnell eine andere Auslegung des Inhalts. Aber gerade deshalb prägte sich mir das Vorkommnis ein. Es kam mir in späteren Jahren oft in den Sinn und verdeutlichte mir die Einstellung dieser hochgebildeten und von mir so geliebten Familie zur Religion. Jahrzehnte später, als ich meinen Freund Werner unter völlig veränderten Verhältnissen in Österreich wieder traf, sollten diese Erinnerungen noch eine andere Bedeutung für mich bekommen.

Die Knapps übersiedelten schließlich in das etwa fünfzehn Kilometer entfernte Wasseralfingen. Der Oberbergrat wurde dort Generaldirektor der Schwäbischen Hüttenwerke. Sie wohnten in einem eigenen Haus nahe dem großen Unternehmen, und ihr gesellschaftliches Leben nahm noch größeren Umfang an, bis die Ereignisse des ersten Weltkrieges alles ver-

änderten. Es war für mich eine schmerzliche Trennung, aber die Verbindung blieb noch aufrecht bis zu meiner Übersiedlung nach Österreich.

In ganz konträrer Weise beeinflusste die Familie meines Onkels Karl, eines jüngeren Bruders meines Vaters, meine Jugend. Er war ebenfalls aus der Reihe der Hammerschmiede ausgebrochen, hatte eine Bauerntochter geheiratet und war selbst Bauer geworden. Sein Hof, der „Stürzel“, lag oberhalb des Dorfes auf einer weiten Fläche inmitten der Wälder. Diesen Onkel Karl traf manch bitteres Unglück. Noch vor seiner Verheiratung hatte er bei einem Arbeitsunfall ein Auge verloren. Er bekam damals kein Glasauge, trug auch keine Binde, so daß die rote, leere Augenhöhle offenlag und ihm ein etwas unheimliches Aussehen verlieh. Nachdem er in der Schule durch seine Begabung – ähnlich wie mein Vater – aufgefallen war, fühlte er sich als Bauer recht unglücklich und wurde nun durch seine Einstellung ein scheuer Mensch, der sich ungern den Leuten zeigte. Zu seiner Menschenscheu trug aber ein Unglück ganz anderer Art noch mehr bei: Der erste Sohn, den ihm seine Frau gebar, konnte, als er ein Jahr alt war, noch nicht laufen. Das war zunächst nicht weiter verwunderlich. Ein zweiter Bub kam bald darauf zur Welt, und der erste machte noch immer keine Anstalten, zu gehen. Bauern suchen nur in Notfällen den Doktor auf, besonders dann, wenn sie auf einem abgelegenen Hof leben und die Arbeit immer drängt. So kam es, daß man erst nach Jahren eine Krankheit als Ursache vermutete und schließlich erfuhr, daß vier Buben an einem erblich bedingten Rückenmarksleiden erkrankt waren und daher nie gehen können würden. Inzwischen waren auch zwei gesunde Kinder geboren worden, ein kräftiger Leonhard und eine Grete; aber vier Söhne waren Krüppel, sie konnten nur auf dem Boden rutschen und wackelten immer ein wenig mit den Köpfen. Sie waren natürlich nie in der Lage, eine Schule zu besuchen, blieben geistig ganz zurück und boten, wenn sie miteinander in der Stube her-

umhockten, einen erschreckenden Anblick. Wie man mir erzählte, wurden sie einmal in der Universitätsklinik Tübingen untersucht, aber ihre Krankheit war, zumindest damals, unheilbar.

Als ich gegen Ende des zweiten Weltkrieges einmal auf den „Stürzel“ kam, waren die „Buben“ noch am Leben. Inzwischen Männer geworden, saßen sie, jetzt mit Vollbärten, immer noch im gleichen hilflosen Zustand auf dem Hof herum. Mein Onkel Karl erzählte mir, daß man sie hatte abholen und in eine Anstalt bringen wollen. Er war vor Entrüstung außer sich gewesen, hatte voller Verachtung ausgespuckt und wäre lieber gestorben, als daß er seine Kinder hergegeben hätte. Es war jene Zeit, in der man „unwertes Leben“ tötete, und jedermann hatte gewußt, daß die vier Männer aus einer Anstalt nie mehr zurückgekommen wären. Ohne Zweifel hatte man nicht gewagt, die „Buben“ mit Gewalt zu holen, weil sie weithin in der Bevölkerung bekannt waren. Die Standhaftigkeit meines Onkels beeindruckte mich tief: ein Mann, der sein ganzes Leben lang durch diese kranken Kinder eine schwere Last getragen hatte, riskierte nun für sie sogar das KZ!

Das Unglück verließ indes die Familie nicht. Mein Onkel wurde von einem Stier, den er von der Weide zum Stall führen wollte, gestoßen und starb einige Tage danach an – wie es hieß – „Schmerzen in der Brust“. Der gesunde Vetter Leonhard, mit dem ich so oft ins Holz gefahren war, und der mir immer wieder gesagt hatte, er vertrete den Grundsatz: „Man lebt nur einmal – aber flott“, fiel vom Heuboden auf die Tenne und starb bald darauf.

Nachkommen meines Onkels leben noch heute auf dem „Stürzel“, der zu den dunkelsten Eindrücken meiner Jugend zählt.

## 5. ERSTE BERUFSJAHRE

Nach dem Tod des Vaters lebte ich mit meiner Mutter und meiner Schwester Maria weiter im Königsbronner Haus. Es kam eine überaus harte Zeit. Durch die einsetzende Inflation schmolz das Vermögen immer mehr zusammen, bis wir schließlich gänzlich verarmten und meine Mutter gezwungen war, das Haus zu verkaufen. Nur das Wohnrecht im zweiten Stock verblieb ihr. Aber auch der Erlös aus dem Verkauf war rasch verbraucht, weil die Geldentwertung schließlich enorme Ausmaße annahm. Wir lebten bald nur mehr von bescheidenen Zuwendungen der drei anderen Schwestern, die in Stuttgart kleine Stellungen innehatten und selbst kaum genug verdienten, um leben zu können. Ich erinnere mich noch, daß die Anschaffung größerer Schuhe für mich jedesmal zu einem Problem für die ganze Familie wurde. Das Auftreiben der Lebensmittel, das Betteln bei den Bauern um ein paar Eier nahm fast die ganze Zeit meiner Schwester in Anspruch. Auch Brot hatten wir viel zu wenig, und man backte auf Küchenblechen aus einem Kartoffelteig dünnen, runden Brotersatz, der mit einer roten Marmelade aus Rüben bestrichen wurde, damit er halbwegs genießbar war.

Dazu kamen noch andere Sorgen: Einige Monate vor der Matura erkrankte ich an einer schweren Grippe, die sich wochenlang nicht bessern wollte. Das war schlimm, weil es meinen Schulabschluß in Frage stellte, denn ich war viel zu erschöpft, um mich vorzubereiten. Das Hauptübel war, daß ich infolge der Unterernährung überaus geschwächt war. Meinen Mitschülern ging es in dieser Hinsicht viel besser, weil sie alle Väter hatten, die verdienten und ihren Familien Lebensmittel auf dem Schwarzmarkt kauften, der damals in höchster Blüte stand. Schließlich konnte ich doch zur Prüfung antreten und hatte dann das Reifezeugnis in der Tasche. Aber nun kam erst die größte Schwierigkeit. Mit wenigen Ausnahmen begannen

meine Klassenkameraden ein Studium an der Universität Tübingen oder an der Technischen Hochschule in Stuttgart. Einige wenige Fabrikantensöhne traten in die Betriebe ihrer Väter ein. Ich selbst blieb etwas ratlos zurück, weil an ein Studium nicht zu denken war. Ich konnte nur versuchen, mich um eine Lehrlingsstelle in einer der zahlreichen Fabriken in Heidenheim umzusehen. Aber auch das war damals nicht leicht. Zwar war Heidenheim eine Industriestadt, aber zur Erlangung einer guten Lehrstelle waren Beziehungen nötig, die meine arme Mutter nicht hatte. Außerdem war Heidenheim damals eine Hochburg der Theosophie. Von deren Bedeutung hatte ich damals keine Ahnung; späterklärte mich ein Kollege auf, daß die meisten Direktoren und leitenden Angestellten Anhänger Rudolf Steiners waren und ein Fortkommen in der Industrie ohne diese Weltanschauung fast undenkbar sei. Tatsächlich erlebte ich bald darauf den triumphalen Einzug Rudolf Steiners in Heidenheim; ein schier unermesslicher Konvoi von Autos begleitete ihn.

Empfand ich auch gegen eine kaufmännische Lehre tiefe Abneigung, so mußte ich dennoch einsehen, daß es eine andere Möglichkeit nicht gab, und schließlich dankbar die Gelegenheit ergreifen, in der bekannten Verbandstoffabrik Hartmann als Lehrling einzutreten. Ich wurde angenommen, weil der Vater eines ehemaligen Mitschülers dort Direktor war. Während also die meisten meiner Mitschüler nun ein Studium ihres Interesses beginnen konnten, war es für mich hart, ja fast unerträglich, in ein ganz fremdartiges, ungeliebtes Milieu einzusteigen. Ich war gesundheitlich noch immer recht labil, und der neue Dienst als Lehrling war viel anstrengender als heute. Täglich mußte ich um halb sechs Uhr früh aufstehen, dann folgte die Zugfahrt nach Heidenheim, anschließend ein Fußweg von fast einer halben Stunde, weil die Fabrik außerhalb der Stadt lag. So kam ich oft, besonders im Winter, schon ermüdet im Büro an und konnte erst mit einem Zug um 18 Uhr wieder heimfahren, also

unter Berücksichtigung der Wegzeiten erst gegen 19 Uhr zu Hause sein. Die Sorge meiner Familie war, wie ich diese Belastung bei meiner geschwächten Gesundheit aushalten würde. Diese Angst erwies sich als sehr berechtigt. Schon nach sechs Monaten erkrankte ich an einem sogenannten Lungenspitzenkatarrh – das war nichts anderes als beginnende Tuberkulose. Ich mußte sechs Wochen beruflich aussetzen. Unser Hausarzt bekam bald einen Brief aus Heidenheim mit dem Ersuchen, der Fabrik mitzuteilen, was mir fehle. Ich wußte, daß die Antwort eine Auflösung des Lehrvertrages nach sich ziehen hätte können. Das wäre für mich, ja für die ganze Familie sehr schlimm gewesen, denn wie hätte ich eine neue Lehrstelle finden sollen in einer Stadt, in der alle Unternehmer einander kannten und niemand einen kränklichen Lehrling haben wollte? Aber unser Arzt gab eine diplomatische Auskunft. Ich konnte in meiner Stellung bleiben, und schweren Herzens machte ich weiter, nachdem ich wieder halbwegs arbeitsfähig war.

Ich mußte alle Abteilungen durchlaufen und sammelte viele Erfahrungen in diesem Metier. Einen Tiefpunkt stellte für mich die Versetzung in die Auftragsabteilung dar. Dort hatte ich eine einfache, eher mechanische Korrespondenz zu erledigen. Einmal sollte ich eine Sendung von einer Papierfabrik in Sachsen über einen Spediteur an ein Krankenhaus dirigieren. Der Spediteur mußte genaue Instruktionen erhalten, besonders auch die, daß die Ballen neutral, d. h. mit unserer Fabrik als Absender, abzuliefern seien. Man schrieb da: „Nach Entfernung der Ursprungszeichen als von uns kommend.“ Ein Blick in die entsprechende Korrespondenzmappe hätte mir leicht Aufschluß geben können. Leider kam ich nicht auf diesen Gedanken. Ich brütete über einem eigenen Text, brauchte viel zu lange, und als ich meinen Entwurf endlich dem Abteilungsleiter ablieferte, schüttelte dieser mitleidig den Kopf und sagte: „Sie werden nie ein Kaufmann.“ Für mich, der ich selbst kein Vertrauen in meine kaufmännischen Fähigkeiten hatte, war das deprimie-

rend! Auch das schlechte Deutsch, „als von uns kommend“, ließ mir den ungeliebten Beruf noch banaler erscheinen als bisher schon. Kurz, ich war tief unglücklich bei dem Gedanken, in dieser Atmosphäre ein Leben lang ausharren zu sollen.

Dazu kam noch, daß ein sehr gebildeter Direktor, nach dem Generaldirektor der einflußreichste Mann, mir bei irgendeiner Gelegenheit sagte: „Was wollen Sie denn? Maßgebend ist einzig und allein der Erfolg des Unternehmens – die Bilanz, das Ergebnis.“ Das war gewiß richtig, und dieser kluge Mann war sicher kein Materialist; er hatte damit auch keineswegs sein Berufsethos formuliert, sondern in der Debatte eben einen Aspekt des Geschäftslebens überspitzt herausgestellt, neben dem er – wie ich in späteren Jahren erfaßte – noch viele andere, höhere Gesichtspunkte anerkannte. Aber für mich, der ich noch kaum kaufmännische Erfahrung hatte, vergrößerten solche Worte nur die Abneigung. So kam es, daß ich mich immer unglücklicher fühlte. Den Tiefpunkt erlebte ich eines Tages im Frühjahr. In der Arbeitspause zwischen 9 Uhr und 9 Uhr 15 verzehrte ich mein tägliches Brot – die Hungersnot nahm immer noch zu – auf einer Bank im Fabriksgelände. Vor mir floß die Brenz, ein mißfarbenes, braunes Gewässer – meine geliebte Brenz, die in Königsbronn noch kristallklares Wasser führte! Im Hintergrund der Fabrik begann der Wald und blühten die Bäume. Ich hatte den Eindruck, in der Fabrik eingesperrt zu sein – in einem Gefängnis, dem ich nun mein Leben lang nicht mehr entinnen konnte. Ich war so deprimiert, daß ich dachte, um wieviel besser es doch wäre, mich in den Fluß zu stürzen und damit diesem sinnlosen Zustand ein Ende zu setzen. Es war eine ernste Krise. Ich wollte aufgeben. Wenn ich damals vor dem Selbstmord zurückschreckte, so waren moralische Bedenken jedenfalls nicht die Ursache; es war einfach der Selbsterhaltungstrieb, der mich letztlich bewog, durchzuhalten.

Eine gewisse Erleichterung empfand ich, als man mich im letzten Vierteljahr meiner zweijährigen Lehrzeit in die Exportab-

teilung versetzte. Ich bekam einige Länder, darunter die Schweiz, Litauen und Estland, zur Bearbeitung zugeteilt. Das war ein äußerer Wendepunkt. Ich gewann meiner Tätigkeit erstmalig ein gewisses Interesse ab, bekam etwas Selbstvertrauen und hatte den Eindruck, nicht völlig unbegabt für diesen Beruf zu sein. Auch fand ich die Kollegen in dieser Abteilung netter und kam darauf, daß sie doch hinter ihren scheinbar ausschließlichen Berufsinteressen noch andere, zunächst verborgene Neigungen hatten. Freilich, religiös war keiner, aber das störte mich am wenigsten, weil ich ja selbst allen Glauben längst verloren hatte. Die leitenden Prokuristen und Direktoren waren auch ungläubig, dem Taufschein nach alle evangelisch. Nur ein sehr distinguiertes Direktor der Buchhaltung galt als überzeugter Christ, war sogar im Kirchenrat, verlor aber im Beruf uns jungen Leuten gegenüber nie ein Wort über Religion.

## 6. ABSCHIED VON DER HEIMAT – NEUES LEBEN IN ÖSTERREICH

Der Chef der Exportabteilung war zwar Schwabe wie ich, sah aber aus wie ein Spanier: Er hatte eine dunkle Hautfarbe und war von einem vitalen Temperament, das ich bewunderte. Im ersten Weltkrieg war er jahrelang im Feld gewesen und hatte unglaubliche Strapazen überstanden. Vor dem Krieg hatte er einige Jahre in Spanien gelebt. Er schrieb und sprach fließend Spanisch und war deshalb auch Leiter der Exportabteilung geworden, weil das Unternehmen in Spanien eine Filialfabrik unterhielt und es daher viel spanische Korrespondenz gab. Dieser Chef imponierte uns jungen Leuten durch sein Aussehen und sein weltmännisches Auftreten, führte aber, wie ich später erkennen mußte, einen sehr unmoralischen Lebenswandel. Er war – vielleicht deswegen – bei dem stellvertretenden Generaldirektor, einem außergewöhnlich begabten Menschen und der eigentlichen Seele der großen Firma, nicht gut angeschrieben. Wir Angestellten im Export wußten das aus täglichen Erfahrungen, weil es zwischen den beiden Herren oft Auseinandersetzungen gab. Diese Situation empfanden wir alle als unhaltbar, und tatsächlich wurde eines Tages bekannt, unser Chef würde nach Österreich versetzt, um in Innsbruck eine Filialfabrik aufzubauen. Ehe er sich verabschiedete, nahm er mich noch beiseite und sagte, er werde dort wohl bald Unterstützung brauchen und zu gegebener Zeit mich dafür vorschlagen.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse in Deutschland wurden zu jener Zeit von Monat zu Monat schlechter. Die Mark stürzte ins Bodenlose, und unsere bescheidenen Gehälter erreichten Milliardenhöhe. Wenn man die Banknoten nicht gleich nach Gehaltsempfang in Lebensmittel oder Sachwerte umsetzte, hatte man schon zur Monatsmitte praktisch nichts mehr in der Hand. Kollegen bekamen oft von ausländischen Verwandten Dollarnoten oder holländische Gulden geschickt. Mit solchen Devi-

sen entwickelte sich innerhalb des Büros eine Art Börse. Ich erinnere mich, daß ich mich einmal mit fünf Dollar und einigen holländischen Gulden, die ich zusammengekauft hatte, schon wohlhabend wähnte. In jener Zeit geschah es auch, daß ein junger Spanier aus der spanischen Filialfabrik in unsere Abteilung versetzt wurde. Er erregte in Heidenheim und bei uns allen Aufsehen, weil er auf großem Fuß lebte, aufwendige Anschaffungen tätigte und für uns Kollegen kleine Feste gab, bei denen er uns aufs großzügigste bewirtete. Der elegante, junge Ausländer war Mittelpunkt jeder Gesellschaft, und wir alle hielten ihn für märchenhaft reich.

Später, als die deutsche Währung saniert wurde und der Spanier wieder nach Barcelona zurückgekehrt war, erfuhren wir aus zuverlässiger Quelle, daß er aus bescheidenen Verhältnissen stammte und während seiner Lehrzeit in Heidenheim nur hundert spanische Peseten monatlich als Zuschuß von zu Hause bekommen hatte. Durch überlegtes Einwechseln seiner Peseten hatte er so pompös bei uns auftreten können!

Ab und zu kamen Briefe aus Innsbruck von unserem früheren Exportleiter, in denen er berichtete, wie herrlich es ihm in Österreich gehe und wie die Kriegsfolgen dort schon ganz überwunden seien. Von einer erforderlichen Hilfskraft war aber in seinen Briefen nie die Rede, so daß ich gar nicht mehr mit einer Versetzung rechnete. Statt dessen wurde ich eines Tages zum Personalchef gerufen, der mich zu meinem größten Erstaunen fragte, ob ich mit einer Versetzung in die Filiale Hamburg einverstanden sei. Ich erbat mir Bedenkzeit und erinnerte mich sogleich wieder an die Aussicht auf Österreich, die zwar ganz vage, aber eben doch sehr verlockend war. Auch hatte ich zu berücksichtigen, daß ich in Hamburg ganz fremd war und sicherlich dort noch mehr hungern müssen würde als zu Hause, wo meine Schwester „hamstern“ ging und wenigstens ab und zu etwas Eßbares heimbrachte. Ich lehnte also nach ein paar Ta-

gen ab, was mir der Personalchef deutlich übel nahm, worauf ich meine Ablehnung mit der großen Entfernung der mir angebotenen Arbeitsstätte vom Wohnort meiner alten Mutter zu begründen versuchte.

Wenige Wochen darauf wurde ich abermals überraschend zum Personalchef gerufen. Er hielt einen Brief unseres Generaldirektors, der gerade in Innsbruck weilte, in den Händen, durch welchen er beauftragt wurde, mich zu fragen, ob ich eine Versetzung nach Innsbruck annehmen würde. Als ich sofort mit „Ja“ antwortete, machte der Personalchef ein spitzes Gesicht und fragte mich, offenkundig noch immer verärgert, ob ich jetzt keine Rücksicht mehr auf meine Mutter zu nehmen habe. Da ich wußte, daß er gegen den Wunsch des Generaldirektors nichts ausrichten konnte, antwortete ich kurz und bündig, daß Innsbruck zwar Ausland sei, mir aber näher liege als Hamburg, und daß ich daher das Angebot annehme. Von dem heimlichen Versprechen des ehemaligen Exportchefs, der jetzt in Innsbruck Prokurist war, durfte er natürlich nichts wissen.

Zu Hause im Dorf war die Nachricht von meiner bevorstehenden Versetzung eine Riesenüberraschung. Meine Mutter und meine Schwestern waren froh über diese Aussicht, und alle Freunde gratulierten mir. Oft waren ja solche Versetzungen nur für ein paar Jahre gültig. Das dachte auch meine Familie, und ich selbst war ebenfalls nicht frei von Gedanken an eine spätere Rückkehr. Aber Österreich sollte meine Heimat werden! An einem strahlenden Herbsttag reiste ich ab; das Herz voller unbestimmter Hoffnungen auf das, was sich nun vor mir auftrat.

Ich war ein hochgewachsener, blasser Bub vom Lande, erfüllt von einer heißen Lebenserwartung, aber ohne jede Lebenserfahrung. Die Jahre nach dem Weltkrieg hatten nur aus Hunger, Entbehrungen, Sorgen und Arbeit bestanden, und ich hatte das

Gefühl, nun in eine traumhafte Freiheit zu fahren. Im Gepäckraum befand sich ein großer Schiffs koffert meines Vaters, angefüllt mit vielen warmen Sachen, die meine Mutter gestrickt hatte, die sich aber sehr bald als unbrauchbar erweisen sollten. Ich war bisher kaum aus Königsbronn herausgekommen. Je mehr sich der Zug der bayerischen Grenze näherte, desto gespannter hingen meine Augen an der veränderten Landschaft und an den in der Ferne im Abendlicht auftauchenden Bergen. Meine größte Erwartung knüpfte sich an die Martinswand bei Innsbruck, von der ich gelesen und die sich meine Phantasie als besonders imposant ausgemalt hatte.

Der Zug ging über Mittenwald, und bald zeigte mir der Schaffner denn auch die Martinswand, die ich mit den Blicken verschlang, deren Kleinheit gegenüber dem mächtigen Karwendelgebirge mich jedoch fast ein wenig enttäuschte. Aber als der Zug schließlich in Innsbruck einfuhr, wurden meine hochgespannten Erwartungen noch weit übertroffen! Die Nordkette lag in der schönsten Abendsonne da, wohin ich blickte, ragten hohe Berge auf – ich war überwältigt! Albrecht, der Filialleiter, holte mich am Bahnhof ab und brachte mich gleich in den Gasthof „Hellensteiner“, wo ich ein paar Tage wohnen sollte, bis ich ein Zimmer gefunden hätte. Im Garten des „Hellensteiner“ bot sich ein Anblick, wie ich ihn noch nie gesehen hatte: Ein großer Gastgarten unter alten Kastanien, hell erleuchtet, darin eine Gesellschaft fröhlicher Menschen, offensichtlich beim Abendessen. Kellnerinnen liefen mit Bierkrügen und voll beladenen Platten hin und her – ich war buchstäblich sprachlos. Mein Erstaunen wurde noch größer, als mir Albrecht eine große Speisekarte reichte, mir begreiflich machte, daß ich alle Köstlichkeiten ohne Lebensmittelkarte bestellen könne, und mich aufforderte, kräftig zuzugreifen. Ich glaubte zu träumen, so neu war dies alles für mich, so unfaßbar, daß ich nun in dieser Fülle leben sollte. Schon der Umstand, daß man hier in Tirol an einem Herbsttag noch im Freien sitzen konnte, war beglückend,

denn in meiner Heimat auf der Alb war das bestenfalls ein paarmal im Jahr an besonders warmen Sommerabenden möglich. Innsbruck wirkte auf mich, wie die Verheißung eines freien, fröhlichen Lebens, schon ein wenig wie der Süden. Während der ersten Tage war ich wie verzaubert. Allein der Weg ins Büro mit den vielen Ausblicken auf die nahen Berge war ein Erlebnis. Gleich am ersten Morgen kam ich an einem kleinen Geschäft vorbei: Im Schaufenster stand ein Korb, angefüllt mit Eiern. Recht schüchtern noch ging ich hinein, um zu fragen, ob ich ein paar Eier kaufen könne. Erstaunt antwortete die Frau, ich könne den ganzen Korb haben, soviel ich eben wolle. Ich war sprachlos und dachte an meine Mutter und meine Schwester in Königsbronn und daran, daß wir oft nur ein Ei zu dritt hatten und es in die Suppe schlugen, damit jeder einen Anteil daran hätte. Im Büro erklärte mir der Expedient, er könne mir hundert Eier ohne Schwierigkeiten so verpacken, daß sie unbeschädigt in Königsbronn ankämen. So kaufte ich denn sogleich in der Mittagspause bei der Frau hundert Eier. Sie wurden in Holzwolle verpackt und an meine Mutter geschickt als erster Gruß aus der neuen Heimat. Es kam bald ein Brief zurück, daß alles gut angekommen sei, daß nicht ein Ei zerbrochen war, und daß auch sie angesichts einer solchen Menge von Eiern geglaubt hatten zu träumen. Was mich an diesen ersten Tagen der Besitznahme von der Wahlheimat auch besonders beglückte, waren die Mengen blauer Weintrauben aus Südtirol, die es überall zu kaufen gab. Ich hatte nie etwas Derartiges und noch dazu in solcher Fülle gesehen und lief in der Stadt herum wie Hans im Glück, so als erlebte ich ein Märchen. Das Leben lag vor mir wie eine goldene Straße, hinter mir lag mein früheres Dasein wie ein schwerer Traum von Arbeit und Entbehrung.

Unter solchen Umständen erschien mir auch mein bisher ungeliebter Beruf begreiflicher Weise in einem anderen Licht. Zwar gab es in der kleinen Neugründung sehr viel Arbeit. Aber sie war abwechslungsreich, ganz anders als in dem großen Betrieb

in Heidenheim. Manchmal erforderten die Umstände, daß wir auch nach dem Abendessen nochmals ins Büro mußten, aber selbst das tat ich jetzt gerne. Meine labile Gesundheit besserte sich durch das reichliche Essen zusehends, ich wurde kräftiger und widerstandsfähiger und war nun der neuen Aufgabe auch körperlich gewachsen.

Diese Aufgabe war groß. Die österreichische Konkurrenz in Wien versuchte natürlich, den Brückenkopf in Tirol an der Ausdehnung in Österreich zu hindern, und wir hatten deshalb anfangs schwer zu kämpfen. Aber mir persönlich erschien das gewandelte Leben so schön, daß ich ganz ungeahnte Kräfte entwickelte und mir keine Arbeit zu viel wurde. Innsbruck war damals noch keine Fremdenstadt wie heute. Es hatte noch etwas von einer verträumten, kleinen Gebirgsstadt, und besonders im Winter traf man auf Skitouren immer Freunde und Bekannte. Ich entdeckte die Freuden des Skifahrens im Hochgebirge, am Arlberg, in den Ötztaler Alpen. Im Sommer machten wir Touren im Karwendel und in der ganzen herrlichen Bergwelt Tirols. Wir fuhren Faltboot auf dem Inn und gingen in den Seen der Umgebung schwimmen. Für jedes Wochenende wurden Pläne geschmiedet und mit Freunden verabredet. Es war, als wollte ich alles nachholen, was ich in meinem bisherigen Leben in Königsbrunn versäumt hatte. Freilich hielt die Hochstimmung der ersten Monate nicht die ganze Zeit hindurch an, die ich in Tirol verbrachte. Die Realität des Alltags kam allmählich zu ihrem Recht. Aber im großen und ganzen waren die acht Innsbrucker Jahre ein Abschnitt unbekümmerter Lebensfreude, des Entdeckerglücks und eines neuen Lebensgefühls; Jahre, die in die Breite, aber nicht in die Tiefe gingen.

Die Tiroler Menschen waren damals Fremden gegenüber sehr zurückhaltend, ganz anders als die Wiener, die ich später kennenlernte. Aber durch die vielen Sportarten, die ich betrieb, hatte ich bald auch Einheimische zu Freunden und verkehrte in

Tiroler Familien. Obwohl Tirol ein ganz katholisches Land war, gab es jedoch nie weltanschauliche Gespräche, und ich merkte in der Lebensführung der Einheimischen keinen Unterschied gegenüber den protestantischen Menschen meiner Heimat. Das mag an mir selber gelegen sein, weil ich nur suchte, was mich subjektiv befriedigte, und blind war für wahre Werte. Erst gegen Ende meines Aufenthaltes in Innsbruck übersiedelte ich durch Zufall zu einer Familie, bei der ich mit einem Konflikt religiöser Art in Berührung kam. Die Frau vertraute mir schon bald an, daß ihr Mann zwar nach außen hin streng katholisch sei und täglich die Messe besuche, dennoch aber im Stadtteil Sagen eine Geliebte habe, bei der er sich viel aufhalte. Er sei deshalb nur selten zu Hause. Sie selbst und die Kinder, sechzehn und achtzehn Jahre alt, seien völlig areligiös und litten unter der heuchlerischen Lebensweise ihres Mannes. An dem Mann, einem Beamten, der sich frühzeitig hatte pensionieren lassen, fiel mir nichts Besonderes auf, nur war er tatsächlich wenig zu Hause und erweckte, wenn er da war, den Eindruck, daß er seinerseits unter seiner Familie leide. Ich ergriff innerlich ganz gegen den Ehemann Partei und fand hier nur einmal mehr mein Urteil gegen die katholische Kirche bestätigt, das ich von daheim mitgebracht hatte . . . Jahre später, als ich schon selbst Katholik geworden war, versuchte ich, mit dem Mann wieder Kontakt aufzunehmen. Die Familie war aber inzwischen verzo-gen, und ich konnte nicht mehr in Erfahrung bringen, ob er wirklich eine Geliebte hatte oder ob das eine Verleumdung seiner Frau war, die damit ihre eigene recht weltliche Lebensweise rechtfertigen wollte.

An einen zweiten praktizierenden Katholiken, mit dem ich fast befreundet war, erinnere ich mich viel deutlicher. Es handelte sich um einen Kartonagenlieferanten, mit dem unsere heranwachsende Fabrik in enger Geschäftsverbindung stand. Er war ein lebensfroher Mensch, Mitglied verschiedener katholischer Verbände und ein passionierter Sportfischer. Er lud mich

manchmal ein, in seinem Gebirgswasser am Brennerpaß mit ihm zu fischen, und so hatten wir uns trotz eines erheblichen Altersunterschiedes angefreundet. Auch in seine Familie wurde ich eingeladen. Zu meinem Erstaunen waren die Frau und die Tochter von ganz anderer Art als der Mann. Sie machten einen eher strengen und mir gegenüber zurückhaltenden Eindruck, und ich erfuhr von meinem Freund gelegentlich, daß Frau und Tochter die katholische Religion sehr ernst nähmen und sich gegen mich, den Protestanten, aus diesem Grunde so reserviert verhielten. Er selbst denke da anders, und ich solle den Frauen ihre Haltung nicht weiter verübeln.

Nun, auch diesen Freund besuchte ich nach Jahren von Wien aus, als ich katholisch geworden war, wurde wiederum in seine Familie eingeladen und erfuhr dabei ebenfalls von einem Familienkonflikt, allerdings ganz anderer Art als bei jener Familie, wo ich gewohnt hatte. Voll Freude teilte ich meinem ehemaligen Sportfischer mit, daß ich zur katholischen Kirche übergetreten sei. Wir gerieten in ein intensives religiöses Gespräch, und ich hörte, daß er noch immer jeden Tag in die Kirche in der Maria-Theresien-Straße zur 8-Uhr-Messe gehe. Aber im weiteren Verlauf des Gesprächs wurde er immer einsilbiger. Schließlich konnte er sein Erstaunen darüber nicht verbergen, daß ich die katholische Glaubenslehre für wahr halte und deshalb zur Kirche seiner Väter übergetreten sei. Nun war das Erstaunen ganz meinerseits, und zwar ein noch viel größeres. Ich war geradezu fassungslos und fragte ihn, warum er denn dann täglich in die Messe gehe. Er antwortete: „Das tue ich nur, um dem Volk ein gutes Beispiel zu geben. Das Volk braucht ja die Religion, und deshalb zeige ich mich jeden Tag in der Kirche. Aber diese Dinge für wahr zu halten, daran habe ich noch nie gedacht.“ Als ich später bei ihm zu Hause mit seiner Frau und seiner Tochter zu Tische saß, ergab sich ein ganz umgekehrtes Verhältnis im Vergleich zu früher: Die beiden Frauen zeigten keine Spur mehr von Zurückhaltung. Sie waren hochofren

über meine unerwartete Konversion und voller Hoffnung, daß auch ihr Mann bzw. Vater noch zum Glauben finden würde.

Mit diesen Abschweifungen bin ich nun weit vorausgeeilt. Ich habe jedoch diese beiden Begegnungen deshalb erwähnt, weil ich in meinen Innsbrucker Jahren trotz vieler Freunde und Bekannten nie etwas erlebt habe, was mir bewußt gemacht hätte, mich in einem katholischen Land zu befinden. Erst im Frühjahr 1929, als ich schon fast sechs Jahre lang in Tirol war, traf mich ein Ereignis, das meinem Leben eine ganz andere und die von mir am wenigsten erwartete Richtung gab. Es brach über mich herein, vergleichbar einem Erdbeben, das eine Landschaft erschüttert. Und es erwies sich als der in mir fortwirkende Anstoß zu allen tiefgreifenden Änderungen, die mich zu einem neuen Menschen machen sollten.

## 7. ERLEBNIS IN DER NARKOSE

Die Fabrik hatte in dieser Zeit einen zufriedenstellenden Aufschwung genommen; die österreichische Konkurrenz in Wien hatte sich mit der Existenz des neuen Unternehmens abgefunden und die Zusammenarbeit mit uns gesucht. Der erwähnte Filialdirektor, welcher dem Generaldirektor meine Versetzung nach Innsbruck empfohlen hatte, war wegen eines schweren Konfliktes mit dem österreichischen Gesellschafter zurückgetreten. So war ich an seine Stelle gerückt und der Vertrauensmann des deutschen Stammhauses in dem österreichischen Unternehmen geworden. Mein Lebensweg schien vorgezeichnet, nachdem ich mich in Österreich so gut eingewöhnt hatte, so gerne in Tirol lebte und keinerlei Sehnsucht empfand, nach Deutschland zurückzukehren. Zwar hatten sich, etwa ein Jahr nach meiner Übersiedlung nach Innsbruck, die Verhältnisse auch in meiner alten Heimat geändert. Der bekannte wirtschaftliche Aufstieg hatte in Deutschland begonnen. Aber ich war entschlossen, in Österreich zu bleiben, zumal es ziemlich sicher war, daß ich über kurz oder lang die Leitung der österreichischen Filialfabrik übertragen bekommen würde. Es waren bereits Gespräche im Gange, die ganze Fabrik nach Wien zu verlegen.

Meine infolge der Hungerjahre in der Heimat anfänglich noch schwache Gesundheit hatte sich auf Grund der gesunden Lebensverhältnisse in Tirol sehr gebessert. Durch Skifahren im Winter, Schwimmen und Wandern im Sommer war ich erstarkt, und mein Lebens- und Entdeckerdrang kannte noch immer keine Grenzen. Da ich jetzt auch mehr verdiente, beschloß ich, mir ein Motorrad zu kaufen, wie es damals mit zunehmendem Wohlstand unter jungen Leuten üblich wurde. Ich träumte davon, wie ich das Land noch viel besser kennenlernen könnte, und sah mich im Geiste die Tiroler Pässe hinauffahren und meine Reisen auch auf das herrliche Südtirol ausdehnen.

Ebenso wie ich dachte ein jüngerer Kollege, der von der Stammfabrik in Heidenheim in unseren kleinen Betrieb versetzt worden war. Auch er erwarb, kaum ein paar Wochen in Innsbruck, ein Motorrad, war gleich mir entzückt von den sportlichen Möglichkeiten in Tirol, und so konnten wir gemeinsame Pläne für das kommende Frühjahr und den Sommer schmieden.

Es war an einem Vorfrühlingstag. Auf den Bergen herrschte noch Winter, aber die Felder im Tal waren schon schneefrei, und ein Hauch von Frühling lag in der Luft. Wir beschlossen, nach dem Abendessen mit unseren Maschinen nach dem benachbarten Solbad Hall zu fahren. Die Straße dorthin war fast schnurgerade, recht geeignet für eine nächtliche Fahrt. Beglückt fuhren wir dahin, voller Freude an dem neuen Sport. In Hall kehrten wir kurz ein, sprachen von künftigen Unternehmungen und machten uns dann auf den Rückweg, der so ganz anders enden sollte, als wir gedacht hatten.

Ich fuhr voraus, in kurzem Abstand folgte mein Kollege. Die Straße lag nahezu ohne Verkehr vor uns. Es war dunkle Nacht, und nur unsere Scheinwerfer erhellten den Weg. Plötzlich sah ich, daß ein Bahnschranken die Fahrbahn versperrte. Das rote Warnsignal war nur durch eine Petroleumlampe beleuchtet, und so erkannte ich die Situation um Sekunden zu spät. Ich hatte Mühe, meine schwere Maschine zum Stehen zu bringen. Es gelang jedoch, und ich wandte mich augenblicklich um, um meinem nachfolgenden Kollegen ein Zeichen zu geben. Aber dazu war es zu spät. Ohne mehr richtig bremsen zu können, prallte er mit einem Krach schräg von hinten auf mich auf. Ich kam zu Sturz, das Motorrad kippte auf mich, und als ich aufstehen wollte, merkte ich zu meinem Schrecken, daß mein rechter Fuß wie gelähmt war und ich mich nicht erheben konnte. Inzwischen brauste der Schnellzug, dem die Schließung des Schrankens gegolten hatte, vorbei, und der Schrankenwärter, der den

Unfall bemerkt hatte, kam herüber. Mein Freund war mit einigen unbedeutenden Verletzungen davongekommen und bereits aufgestanden, aber über mir lag noch mein Motorrad, und es zeigte sich sogleich, daß der rechte Fuß gebrochen sein mußte. Der Bahnwärter verständigte die Rettung im nahegelegenen Hall. Ich lag inzwischen mitten auf der Straße, und die wenigen Autos, die während des Wartens daherkamen, wurden um mich herumgeleitet. Ich mochte nicht viel länger als eine Viertelstunde so gelegen sein, bis der Rettungswagen kam. Aber die Minuten schienen wie Stunden. Ein dünnes Blutgerinnsel wurde sichtbar und verbreitete sich auf der Straße, so daß mir immer klarer wurde, daß ich auf keine rasche Heilung hoffen durfte. Schließlich war der Rettungswagen da, und man brachte mich auf meinen Wunsch hin nicht nach Hall, sondern nach Innsbruck ins Sanatorium an der Kettenbrücke, das der Unfallstelle am nächsten lag; denn damals gab es noch keine ausgesprochenen Unfallspitäler. Es war ungefähr halb 11 Uhr nachts geworden, als der herbeigerufene Arzt, ein Schüler des bekannten Unfallchirurgen Prof. Böhler, im Sanatorium eintraf. Die Untersuchung ergab, daß es sich um einen offenen Bruch handelte, der eine länger dauernde Operation nötig machte.

Man brachte mich also in den Operationssaal. Es kamen die Operationsschwester, es kam ein Narkotiseur, und nach den üblichen Vorbereitungen wurde ich in eine Äthernarkose gelegt, die von etwa 11 Uhr nachts bis gegen 6 Uhr früh dauern sollte. Die lange Dauer ergab sich aus dem Umstand, daß viele Knochensplitter entfernt und die offene Wunde stundenlang gespült werden mußte, um eine Infektion zu verhindern, die mit ziemlicher Sicherheit zu einer Amputation geführt hätte, wie man mir später sagte. Der Narkotiseur war eine Hilfskraft, eigentlich ein Masseur, den man angelernt hatte, denn zu jener Zeit gab es, soviel ich weiß, keine Fachärzte für dieses Spezialgebiet. Es war derselbe Masseur, der mich noch Monate später behandelte und mir dieses und jenes nachträglich erzählte, was

sich in der langen Nacht dieser Operation zugetragen hatte. Ich glaube, daß es zum Verständnis der inneren Vorgänge gut ist, seinen Bericht über den äußeren Verlauf der Narkose vorwegzunehmen. Es war, wie ich schon erwähnte, eine Äthernarkose. Der Patient bekommt dabei eine Maske auf die Nase, und der Narkotiseur träufelt Äther, der in schwächerer oder stärkerer Dosis mit der Atemluft eingeatmet wird, auf einen Mullbausch. Die Aufgabe des Narkotiseurs ist es sodann, den Patienten zu beobachten und die Tiefe der Bewußtlosigkeit zu kontrollieren. Das geschah damals durch Beobachtung der Pupille. Der Mann erzählte mir später, während er meinen Fuß massierte, daß es bei mir eine ungewöhnlich lange Narkose war. Irgendwann in dieser Nacht kam schließlich der Augenblick, in dem der Narkotiseur sah, daß die Betäubung gefährlich zu werden begann, und ich, wie er sich ausdrückte, „schon fast drüben war“. Der Chirurg ordnete daraufhin an, mit der Narkose nachzulassen. Nach einiger Zeit „kam ich“, was im Fachjargon besagt, daß der Patient aus der Bewußtlosigkeit zu erwachen beginnt. Diesen Augenblick habe ich noch genau in Erinnerung; doch davon will ich später erzählen. Als kein Zweifel mehr bestand, daß ich wieder ganz „da“ war und sogar den Fuß, an dem noch operiert wurde, zu bewegen begann, gab man wieder Äther und ich wurde neuerlich bewußtlos. Der Narkotiseur versicherte mir später mehrmals, daß er erschrocken war und auf Grund des Pupillentests und seiner jahrelangen Erfahrung befürchtet hatte, ich käme aus dieser langen und tiefen Narkose „nicht wieder zurück“.

Die Mitteilungen des Arztes über die Schwere meiner Verletzung und die voraussichtlich lange Dauer der Heilung – sofern eine solche überhaupt erhofft werden durfte – hatten mich hellwach gemacht. Es war meine erste Narkose, und ich weiß noch, daß ich mir fest vornahm, den ganzen Vorgang des gewaltsamen Bewußtseinsentzuges genau zu beobachten, soweit das nur möglich wäre. Es war mir zumute, als legten sich Ringe

um mich, immer mehr Ringe, die die Verbindung der Sinne mit der Welt einengten. Schließlich waren es dicke Mauern, und ich verlor das Bewußtsein.

Es mag Stunden gedauert haben, bis die Narkose jene Tiefe erreichte, von welcher der Narkotiseur mir später berichtete. Zeit und Raum hörten auf zu existieren, der Kontakt mit der Umwelt war unterbrochen, jedes Gefühl erloschen. Aber nun erlebte ich etwas Seltsames: Zuerst schwach, doch zunehmend stärker erfaßte ich, daß ich wieder „war“. Ich erwachte gleichsam in einem jenseitigen, von der Welt getrennten geistigen Raum und begriff mich als Ich. Mein Bewußtsein von mir selbst war dabei absolut identisch mit meinem Personsein in der Welt und doch von anderer Art als dort. Es ist schwer, dafür die passenden Worte zu finden. Am ehesten möchte ich sagen: Ich nahm wieder wahr, wie früher in der Welt, aber rezeptiv, nicht selbst wollend, dennoch aktiv, intensiv und staunend.

In diesem ganz geistigen Raum (Raum jedoch nicht im irdischen Sinn, sondern eben jenseitig) erfaßte ich zunächst un- deutlich, in der Ferne, ein geistiges Zentrum, wie ein Licht von ungeheurer Intensität, einen Mittelpunkt, auf den alles in jenem Raum hingebunden war. Mein geistiges Auge, der Mittelpunkt meiner Person, war wie gebannt auf dieses noch ferne Zentrum gerichtet, und schon sein Anblick erweckte in mir eine tiefe Sehnsucht, ihm näher zu kommen, als dem letzten, beglückendsten Ziel. Es war, als ob alles, was ich jemals in meinem Leben ersehnt und gewünscht hatte, hier wie in einem Brennpunkt gesammelt, in einer alle Vorstellungen übersteigenden Fülle lebendig und auf jenen Mittelpunkt gerichtet sei; und als ob jedes Wesen nichts anderes erstreben könne als die innigste Verbindung mit eben diesem beseligenden geistigen Zentrum. Mit der Erkenntnis dessen war unmittelbar ein tiefes Glück verbunden; denn ich nahm wahr, daß ich mich auf jenes zuinnerst begehrte Zentrum hin bewegte, mich ihm näherte. Nicht geradlinig, sondern – ich zögere, es niederzuschreiben –

in einer Spiralbewegung. Ich bewegte mich – deutlich wahrnehmbar, aber schwer zu beschreiben – in Kreisen um das ferne Ziel herum, in Kreisen, die mit jeder Umdrehung enger wurden. Dadurch kam ich dem Mittelpunkt näher und näher. Er wurde mir mit jeder Umdrehung deutlicher, beglückender, und zugleich wurde die Sehnsucht immer tiefer, immer intensiver, das begehrte Ziel ganz zu erreichen. Es war, als würde ich immer mehr mit voller Klarheit erkennen, daß kein irdisches Gut mich jemals so beglückt hatte und je beglücken können würde wie dieses unbegreifliche Licht. Heute, nach so vielen Jahren, würde ich sagen, daß von dem geheimnisvollen Zentrum eine unendliche Lebensfülle ausging, ein rätselhaftes Alles-in-Allem. In die Sehnsucht, ganz zu diesem Zentrum zu gelangen, mischte sich keine Spur von Auflösung, kein Gedanke an ein Verlöschen in dieser gewaltigen Sonne, von der eine grenzenlose Kraft auszustrahlen schien. Ganz klar war mit der Beglückung der Annäherung die Gewißheit verbunden, daß mein eigenes Ich dort seine Erfüllung finden würde.

Auf dem Weg zum Zentrum nahm ich – wie mir noch deutlich in Erinnerung ist – einen Menschen wahr; nicht körperlich, und doch sah ich ihn ganz real. Dieser Mensch, besser dieses geistige Wesen, hatte den Blick mit einer unstillbaren Sehnsucht auf jenen Mittelpunkt gerichtet, mit einem Verlangen, das zugleich tiefe Schmerzen verursachte, weil ihn irgend etwas hinderte, dem beglückenden Ziel auch nur um Haaresbreite näherzukommen. Er war gleichsam fixiert und vermochte sich nicht mehr zu verändern, obwohl er es, wie ich an seinen Zügen ablesen konnte, mit aller Leidenschaft, gewissermaßen mit seiner ganzen Seele, ersehnte. Ich glaubte damals zu erkennen, es handle sich um Voltaire, doch kann ich nicht sagen, warum. Ich habe übrigens, als ich das sonderbare Erlebnis später einigen Freunden erzählte, stets von Voltaire gesprochen. Wenn ich heute zurückblicke, ist mir nur das in Schmerz erstarrte Gesicht noch deutlich in Erinnerung.

Ich kam also dem Mittelpunkt der Spirale immer näher. Mit jeder weiteren Umdrehung, mit zunehmender Annäherung, wurde das Verlangen heftiger, ganz zu der beseligenden Mitte als dem begehrenswertesten Gut hinzugelangen. Alle Wesen des jenseitigen Raumes erkannten dies ebenso klar, wie im Diesseits alle die gemeinsame Umwelt mit den gleichen Sinnen wahrnehmen. Da sich die Bewegung in Spiralen vollzog, nahm die Geschwindigkeit der Annäherung ständig zu. Aber an einem bestimmten Punkt der Bahn wurde ich auf einmal an der Weiterbewegung gehindert. Die Bewegung kam zum Stillstand, ja sie wurde rückläufig, so daß ich mich in der Spirale wieder nach außen bewegte und von dem ersehnten Mittelpunkt entfernte. Ich muß noch erwähnen, daß ich bei all diesen Vorgängen ganz passiv schien, d. h., ich hatte weder die Möglichkeit, die Bewegung der Annäherung zu fördern, noch die rückläufige Bewegung zu stoppen. Diese Rückwärtsbewegung war mir ebenso schmerzlich wie die Annäherung beglückend gewesen war, und zwar bestand der mit der wachsenden Entfernung zunehmende Schmerz eben darin, das als zutiefst beglückend erkannte Gut verlassen zu müssen. Beim endgültigen Erwachen aus der Narkose, von dem ich später erzählen will, wiederholte ich aus diesem Grunde immer wieder die Worte: „furchtbar, furchtbar“, was sich die Anwesenden gar nicht erklären konnten und schließlich auf die Übelkeit nach der Narkose bezogen, während ich doch nur an das Geschaute dachte, davon aber noch nicht sprechen konnte. Das ganze Erlebnis nahm – so kam es mir wenigstens vor – lange Zeit in Anspruch.

Der so deutlich, nicht mit den Sinnen, sondern von der Seele wahrgenommene Mittelpunkt, dessen Wesen ich jedoch nicht erkennen konnte, wurde immer ferner und undeutlicher. Und dann kam ein Augenblick, der für immer meiner Erinnerung eingepreßt bleiben wird: Es wurde mir plötzlich klar – wie dies geschah, weiß ich nicht –, daß ich in wenigen Augenblicken zum Bewußtsein, in die Welt zurückkehren, daß ich jetzt gewisser-

maßen die Grenze überschreiten würde. Diese Erkenntnis war von dem festen Willensakt begleitet, den entscheidenden Augenblick für mein späteres Leben festzuhalten und mir unauslöschbar einzuprägen. Es war, als ob eine Stimme zu mir sagte: „Merke dir das für immer!“ Gleich darauf war es mir ganz deutlich, daß es eine diesseitige und eine jenseitige Welt gibt, ein diesseitiges und jenseitiges Bewußtsein. Es war etwa so, wie wenn man durch das Tor einer Scheidewand geht, die zwei Räume trennt, und in dem Augenblick, in dem man den Durchlaß passiert – aber nur in jener einzigen Sekunde auf der Schwelle –, mit *einem* Blick gleichzeitig beide Räume wahrnimmt.

„Er kommt . . .“ Das waren die ersten Worte, die ich hörte. Gleichzeitig war ich wieder „da“, wußte wieder, was sich ereignet hatte, warum ich hier lag, kurz, ich war wieder bei vollem Bewußtsein. Die um mich herumstehenden Menschen befanden sich mitten in einer Unterhaltung alltäglicher Art. Es war Stunden nach Mitternacht, und allen mußte die unablässige Spülung der offenen Wunde schon übermäßig lang dauern. Ich hörte den Arzt zu einer Schwester von Theaterkarten sprechen, die er besorgen wolle. Es war ein ganz banales Gespräch ohne jedes Interesse für mich. Trotzdem übten diese Worte eine unerwartete und tiefe Wirkung aus: Auf unerklärliche Weise erkannte ich, daß sie einer Geisteshaltung entsprangen, die mit der soeben wahrgenommenen Welt in einem entsetzlichen Widerspruch stand. Es war ein Geist der Frivolität, abscheulich, ekeleregend. Nie hatte ich in meinem Leben bis dahin eine solche Wertung erlebt. Der Eindruck war stark und wohl deshalb unvergeßlich bis heute.

Ich begann mich nun auch zu bewegen und hob, wie die Operationsschwester später berichtete, den verletzten Fuß in seiner ganzen Länge. Da eine knöcherne Verbindung nicht mehr bestand, drehte sich der nur noch an Sehnen und Muskeln hän-

gende Fuß oberhalb des Knöchels um 180 Grad, die Knochen traten an der gebrochenen Stelle heraus – es soll ein grausiger Anblick gewesen sein. Der Arzt gab dem Narkotiseur eilige Anweisungen, die Narkose fortzusetzen bzw. wieder zu verstärken. Ich sank erneut in Bewußtlosigkeit zurück, ohne aber diesmal – wie im ersten Teil der Nacht – etwas zu erleben. Wie ich schon sagte, erfuhr ich vom Narkotiseur viel später den äußeren Ablauf der Operation: Er hatte dem Chirurgen mitgeteilt, daß die Narkose eine Tiefe erreicht habe, die gefährlich zu werden begann. Man befürchtete, daß ich nicht mehr aufwachen würde, und so kam es, daß man die Ätherzufuhr ganz abstellte. Das war, so folgerte ich sofort, jener Augenblick, in dem meine Bewegung in der Spirale zum Stillstand kam und rückläufig wurde. Aber die Operation mußte fortgesetzt werden, und so gab man wieder Äther, bis ich abermals das Bewußtsein verlor.

Dieser zweite Teil der Operation hat noch Stunden gedauert. Erst gegen 7 Uhr früh fand ich mich in einem Einzelzimmer wieder. Neben meinem Bett saß eine alte katholische Klosterfrau mit einer großen Flügelhaube, eine Barmherzige Schwester. Das ganze Zimmer war von Äthergeruch erfüllt, und mir schien, daß ich mit jedem Atemzug ganze Wolken von Äther ausatmete. Ich war noch keineswegs ganz wach. Mir war übel, und ich muß wohl mehrmals das Bewußtsein wieder verloren haben, bis ich endlich ganz bei mir war.

Plötzlich, wie mit einem Schlag, erinnerte ich mich an das, was ich in der Nacht erlebt hatte. Ich wurde unruhig, und die Schwester beugte sich über mich und fragte, ob mir etwas fehle. Ich stieß erregt immer wieder die gleichen Worte hervor: „Schrecklich, schrecklich, entsetzlich!“ Die Schwester meinte natürlich, ich spräche von meinem schweren Unfall und begann, mir Trost zuzusprechen – er bezog sich auf meinen Fuß und auf die Konsequenzen, die ja wirklich recht unangenehm

waren, an die ich aber jetzt noch keinen Gedanken verlor. Was mich ausschließlich beschäftigte, war das merkwürdige Erlebnis in der Narkose. Nur darum drehten sich alle meine Gedanken, nur das versuchte ich in mein Bewußtsein einzuordnen. Was war geschehen? War es ein Traumgespinnst? War es erlebte Wirklichkeit? Was hatte es zu bedeuten? Ich vergaß förmlich meinen Unfall, meine veränderte Lage, kurzum alles, und lag nur da, scheinbar teilnahmslos. Aber tatsächlich war ich hellwach, und in mir jagten einander hundert Fragen, Antworten und Deutungen.

Als es vollends hell wurde, kamen die ersten Besuche – Freunde und Kollegen, die von meinem Unfall erfahren hatten. Auch sie hörten von mir die gleichen Worte „entsetzlich, schrecklich“ und kaum etwas anderes. Sie mußten denken, ich hätte den Verstand ganz oder teilweise verloren und nähme den Unfall viel zu tragisch, der zwar schlimm genug, aber doch nicht so außergewöhnlich war. Mit keinem Wort erwähnte ich das Erlebte, auf das sich meine Worte und meine Verstörtheit bezogen. So ließ ich alle bei ihrem Glauben und war froh, wieder allein zu sein, um meinen Gedanken weiter nachhängen zu können. Erst am Nachmittag ging es mir physisch besser. Die Übelkeit und der abscheuliche Äthergeruch waren fast verschwunden. Auch der Brechreiz war vergangen, sodaß die gute Schwester mich schon stundenweise allein lassen konnte. Ich begann mich umzusehen. Mein Zimmer war groß und freundlich; und offenbar war es das Sanatorium an der Kettenbrücke, welches ich ja von außen gut kannte, in dem ich nun lag. Daß es ein katholisches Haus war, hatte ich schon an der Tracht der Schwester gesehen.

Aber dann fiel mein Blick wie zufällig auf das Kruzifix, das mir gegenüber an der Wand hing. Ich nahm es wahr, als sähe ich zum erstenmal in meinem Leben ein Kreuz. Plötzlich ging es wie ein Schrecken durch mich hindurch – ein Zusammenhang

mit dem Erlebten! Es war eine noch tiefere Beunruhigung als das Erlebnis in der Narkose selbst. In diesem hatte ich nichts von Christus wahrgenommen, ja überhaupt nichts, was unmittelbar von Gott gekündet hätte. Hatte ich doch bis dahin ohne Religion gelebt. Was sich mir in jener Nacht der Narkose tief einprägte, war nur etwa dies:

Erstens: Das Leben des Menschen endet keinesfalls mit dem Tod, so eindrucksvoll die Vernichtung des Leibes dies auch zu beweisen scheint. Das Bewußtsein erlischt zwar in bezug auf diese unsere Welt, erwacht aber nach völliger „Durchschreitung des Tores“ in einer anderen Welt, im Jenseits oder Drüben oder welche Ausdrücke immer man dafür verwenden mag. Das Fortleben der Person, jenes geheimnisvollen Ich, in voller Identität ist eine absolute Wirklichkeit: Man könnte auch sagen, der Personkern wird nicht zerstört, er ist offenbar für eine Ewigkeit bestimmt.

Zweitens: Jenseits unserer sinnhaft erfahrenen Welt existiert ein Geist, ein Geist von unvorstellbarer Dimension, ein geistiges Zentrum des Universums, dessen Macht und Größe die menschliche Vorstellungskraft unendlich übersteigt.

Drittens: Dieses geistige Zentrum muß offenbar für die menschliche Seele die Summe alles Begehrbaren, aller Werte sein. Wie hätte ich sonst die Annäherung schon von weitem als letzte Beglückung erfahren und – noch mehr – ersehnen können?

Das waren ungefähr die Gedanken, die ich mir schon in den ersten Stunden nach dem Erwachen gemacht hatte; Gedanken, die einander durchkreuzten und die auch immer wieder von mir verworfen wurden im Zweifel, das Ganze sei vielleicht nur ein besonders intensiver Traum gewesen, eine Chimäre, der keine Realität entsprach. Und jetzt diese ebenso unerklärliche wie

starke, plötzliche Einsicht, daß der Gekreuzigte damit in irgendeinem Zusammenhang stehe! Meine Beunruhigung nahm noch zu. Etwas Unergründliches, bis dahin nie Erlebtes, ja etwas Unheimliches hatte mich angerührt. Mein ganz harmloses, neutrales und sicheres Weltgefühl war erschüttert, die Konsequenzen waren für mich unabsehbar und beängstigend zugleich! So ist es verständlich, daß ich tagelang kaum ansprechbar war und einen verstörten Eindruck auf Freunde und Besucher machte. Ich war geradezu froh, daß sie alle meinten, ich nähme eben den Unfall mit dem vom Arzt angedeuteten langen Krankenhausaufenthalt zu tragisch. Das enthob mich aller anders lautenden Erklärungen – denn es gab niemanden, dem ich mich hätte anvertrauen können.

Die Tage vergingen, und praktische Entscheidungen vielfacher Art, die mein Beruf mit sich brachte, drängten. Es wurde Frühling, und ich lag tagsüber mit einem großen Gipsfuß im Garten des Sanatoriums unter den blühenden Bäumen. Eine meiner Schwestern war aus der Heimat herbeigeeilt und sorgte rührend für mich. Aus der Fabrik sandte man täglich Boten. Ich empfand diese Rückkehr in mein altes Leben als angenehm, weil es mich ablenkte und davon abhielt, unablässig über das geheimnisvolle Erlebnis nachzusinnen. Inzwischen war ich soweit genesen, daß ich einen Gehgips erhielt und ein Kollege mich täglich abholte, in die Fabrik fuhr und nach einigen Stunden ins Sanatorium zurückbrachte. Die Welt hatte mich wieder, allmählich trat das Erlebte in meinem Bewußtsein zurück, und alles schien in die gewohnten Geleise zu kommen.

## 8. ÜBERSIEDLUNG NACH WIEN

Mochte auch mein Leben äußerlich wieder in den bisherigen Formen verlaufen – es hatte doch eine tiefe Veränderung erfahren. Meine naive, ganz auf die Oberfläche gerichtete Welt-sicht war gebrochen. Das, was ich erlebt hatte, wirkte gleichsam unbemerkt in meiner Seele fort. Ein Mißtrauen gegen alle Auf-fassungen, die sich mit der Peripherie der Erscheinungen be-gnügten, war in mir erwacht und hatte einem unstillbaren Durst nach Wahrheit Platz gemacht; ja die Frage nach der Wahrheit und dem letzten Sinn des Daseins begann mich mehr als mein Beruf zu beschäftigen und zum Schwerpunkt meines Lebens zu werden.

Trotz Widerstands des österreichischen Gesellschafters wurde vom Stammhaus in Heidenheim die Verlegung der noch klei-nen, aber aufstrebenden Innsbrucker Filiale nach Wien be-schlossen. Innsbruck hatte sich als ungünstiger Standort erwie-sen, und die Erfahrungen der Jahre zeigten, daß die Fabrik in Wien rentabler arbeiten könnte, weil der größere Absatzmarkt für unsere Fabrikate eben in der Hauptstadt selbst gelegen war. Zugleich mit dem Verlegungsbeschluß wurde mir die Ge-schäftsführung des österreichischen Unternehmens übertra-gen. Damit war natürlich auch die ganze Verantwortung für die Übersiedlung und Einrichtung der neuen Fabrik in Wien ver-bunden.

Das war eine Aufgabe, die mich freute, jedoch eine große Ar-beitslast mit sich brachte. Wohl war ich inzwischen einige Male in Wien gewesen, für meine neue Funktion aber waren ge-nauere Kenntnisse der Wiener Verhältnisse nötig, die ich mir erst aneignen mußte. Auch wurde der Konkurrenzkampf durch unser Vordringen in die Hauptstadt weiter verschärft und nahm neben den Problemen des Aufbaus der neuen Fabrik meine ganze Kraft in Anspruch.

So war es begreiflich, daß mein Erlebnis in der Narkose in den Hintergrund trat und ich mich in den ersten Wiener Jahren nicht mehr so intensiv damit beschäftigte. Dennoch ging es nicht im Alltagstrubel unter und verschwand trotz des An-sturms der Berufsaufgaben nicht aus meinem Bewußtsein. So-bald ich mich in der neuen Umgebung einigermaßen eingelebt hatte und das Unternehmen auf einer soliden Basis stand, wurde mir das rätselhafte Geschehen wieder mehr und mehr gegenwärtig. Ich fühlte mich trotz des interessanten beruflichen Einsatzes eigentlich unerfüllt, ja unbefriedigt. Und es wurde mir klar, daß ich trotz der guten Verhältnisse, in denen ich mich nun äußerlich befand, so nicht weiterleben konnte, ohne tief unglücklich zu werden. Das Leben mußte, so schien mir, einen Sinn haben, den ich noch nicht gefunden hatte. Dieser Gedanke tauchte immer wieder in mir auf, ging im Drang der Geschäfte wieder unter, kam mir aber stets von neuem in den Sinn und ließ sich nicht mehr völlig verdrängen.

Die Übersiedlung nach Wien bedeutete eine entscheidende Wendung in meinem Dasein. Der Kontrast zu Innsbruck war gewiß weniger stark als jener zwischen meiner Heimat und Ti-rol, aber dennoch für mein inneres Leben von großer Bedeu-tung. Die Menschen, mit denen ich in Wien in Berührung kam, waren völlig anderer Art als jene in Tirol. Da ich in Innsbruck viel Sport getrieben hatte, waren meine dortigen Freunde vor-wiegend Sportler oder doch Menschen ohne tiefere geistige In-teressen.

In Wien kam ich, ohne mein Zutun, gleich zu Beginn meines Aufenthaltes in ganz andere Kreise. Ich hatte mir ein Zimmer in Hietzing genommen, wobei ich zunächst nicht mehr suchte als die Nähe zur Fabrik und eine ruhige Lage. Beides fand ich in der Wattmann-gasse bei Frau Dr. Waldeck, einer alleinstehen- den Witwe, die mich sogleich in ihren großen Wiener Bekann- ten- und Freundes-zirkel einführte. Frau Dr. Waldeck war die

Schwester des damaligen Kulturattachés in Paris, Dr. Zifferer, und führte noch so etwas wie einen „Salon“ – das heißt, sie hatte jede Woche einen *Jour*, an dem sich ihre Freunde bei ihr trafen. Das waren junge, meist arme Künstler, wie zum Beispiel Franz Lerch und Theodor Kern, die sie auch finanziell unterstützte. Sie war außerdem nebenbei Schriftstellerin, ebenso wie ihr Bruder in Paris, der häufig Feuilletons für die „Presse“ schrieb, einmal sogar einen Roman, dessen Titel ich jedoch vergessen habe. Jedenfalls war sie eine Mäzenin, und die Menschen, die bei ihr zusammenkamen, waren zwar durchwegs Leute verschiedensten Alters und unterschiedlichster Bildung, aber alle künstlerisch bzw. geistig rege. Durch diesen Kreis in der Wattmangasse wurde ich in Wien schneller heimisch als ich geahnt hatte.

Trotz der beruflichen Anstrengungen erwachten in mir nun ganz neue Interessen. Ich ging viel ins Burgtheater, besuchte die Museen und nahm eifrig all die literarischen Anregungen auf, die sich mir in der Umgebung von Frau Waldeck boten. Ich begann zu lesen, viel zu lesen, besonders die bedeutenden russischen Schriftsteller Tolstoj, Dostojewskij und Gogol, die einen tiefen Eindruck auf mich machten. Begünstigt wurde diese Hinwendung zur Literatur außerdem durch meine Fußverletzung, die mir in den ersten Wiener Jahren noch immer zu schaffen machte. Der schwere Knochenbruch war unvollständig geheilt, und ich mußte bei dem bekannten Unfallchirurgen Böhler nochmals operiert werden. Bei dieser zweiten Operation wurde der Fuß neuerlich gebrochen, aber sie brachte schließlich eine völlige Heilung, so daß ich wieder jeden Sport ausüben konnte. Während der Monate der Rekonvaleszenz las ich die *Kulturgeschichte der Neuzeit* von Egon Friedell. Jahre zuvor schon hatte ich einmal den *Untergang des Abendlandes* von Oswald Spengler studiert, daraus aber wenig Nutzen für mich gezogen, obwohl ich von Spengler fasziniert war und sich meinen Augen ganz neue Perspektiven eröffneten. Aber Friedell

traf mich in ganz anderer Weise. Mein Erlebnis in der Narkose wurde seltsamerweise neu lebendig. Die Augen gingen mir auf dafür, daß das Leben des Geistes das eigentliche Leben und – um Friedells Worte zu gebrauchen – die Geschichte des Menschen „geronnene Philosophie“ ist. Ich kann den starken Einfluß Friedells auf mich nicht erklären, ja kaum selbst verstehen, aber jedenfalls haben seine blendenden Darlegungen Horizonte vor mir aufgetan, von deren Existenz ich vorher keine Ahnung hatte, sodaß die Lektüre seiner Kulturgeschichte eine Art von Erwachen in mir bewirkte, in einem Prozeß, der sich jahrelang hinzog. Im Vergleich dazu vermochten Rudolf Eukens *Lebensanschauungen der großen Denker*, die ich vorher gelesen hatte, in mir nichts zu wecken. Ich erwähne diesen Unterschied nur, um zu zeigen, wie geheimnisvoll die Wirkung geistiger Begegnungen ist, und wie wenig man sie oft voraussehen kann.

In dem Kreis um Frau Waldeck machte ich im Laufe der Jahre, die ich dort zubrachte, viele interessante Bekanntschaften. Da war vor allem der Sohn eines Holländers und einer chinesischen Mutter, der anfänglich den Ton angab. Als ich kam, lebte er schon jahrelang in Wien und wollte nie wieder nach Holland zurück, weil es ihm hier um vieles besser gefiel als in Amsterdam. Sein fremdländisches Aussehen machte ihn zu einer auffallenden Erscheinung und dementsprechend beliebt in der Wiener Gesellschaft. Er vertrat einen Materialismus im Sinne Haeckels und verstand es glänzend, für seine Weltanschauung zu argumentieren, elegant und gewandt, wie er immer auftrat. Außer ihm fiel eine junge Verwandte der Dame des Hauses auf, Apothekerstochter mit doppeltem Doktorat und viel gründlicher gebildet als der Holländer. Aber eigentlich spannend wurde es bei den Diskussionen erst, als zwei neue Personen nach Wien und regelmäßig in unseren Kreis kamen. Von dem einen will ich später noch berichten, der andere war der Kunstmaler Theodor Kern, den ich schon erwähnte. Er war ein

alter Bekannter von Frau Waldeck, der die letzten Jahre in England gelebt hatte und nun in die österreichische Heimat zurückkehrte. Frau Waldeck, selbst eine liberale Jüdin, erzählte vor seiner bevorstehenden Ankunft merkwürdige Dinge von ihm. Er habe sich als Maler längere Zeit in Paris aufgehalten, dort ein recht freies Leben geführt, sich jedoch in England ganz geändert. Es sei ihr zu Ohren gekommen, daß er sogar zeitweilig in einem Kloster gelebt habe, jedenfalls völlig umgewandelt sei, und sie sehe nun seiner Rückkehr mit recht gemischten Gefühlen entgegen. Diese gemischten Gefühle teilte ich ganz und gar. Ich stellte mir unter Kern einen mittelalterlichen Finsterling vor oder doch einen Fanatiker, der überhaupt nicht in diesen Kreis passen konnte. Trotz allen Suchens hatten sich meine Ansichten über die katholische Kirche nicht geändert: Es war in der Tat so, daß ich bereit war, überall nach der Wahrheit zu suchen, nur nicht bei dieser. Der Gedanke, daß Christus eine besondere Bedeutung für uns Menschen habe, ließ mich nicht mehr los, aber den römischen Papst als seinen Stellvertreter auf Erden anzuerkennen, das schien mir ganz außerhalb jeder Möglichkeit zu liegen.

Eines Tages erschien also der Maler Kern wirklich in der Wattmangasse. Er war sichtlich sehr arm, entsprach aber sonst in keiner Weise dem Bild, das ich mir von ihm gemacht hatte. Er war ein fröhlicher Mensch, hatte viel Humor und wußte interessant von seinen Erlebnissen im Ausland zu erzählen. Er tauchte nun regelmäßig auf und bekam immer besonders große Schnitzel vorgesetzt, weil er sich an den übrigen Wochentagen offenbar nur selten ganz sattessen konnte. Gleich an einem der ersten Abende geschah es, daß er vor dem Essen ein großes Kreuzzeichen schlug und kurz im stillen betete. Nicht etwa aufdringlich oder gar provokant, aber auch ohne Scheu vor den etwa zehn Personen, die um den Tisch herum saßen. Ich sah, daß ihn einige beobachtet hatten und einander vielsagend anblickten. Ich selbst war sprachlos, weniger über den Vorgang

selbst, als über die Zivilcourage, etwas so Auffallendes zu tun. Es konnte nicht ausbleiben, daß es von nun an immer öfter auch religiöse Gespräche gab. Dabei fiel mir auf, daß Kern jedesmal seinen Glauben ganz ohne Fanatismus mit klaren, einleuchtenden Thesen verteidigte. Der früher in der Runde dominierende holländische Materialist verlor sichtlich an Boden, die Überzeugungskraft seiner Argumente verblaßte, ich begann aufzuhorchen. Es dauerte nicht lange, und ich kam persönlich mit Kern ins Gespräch; denn er erschien öfter auch während der Woche bei Frau Waldeck, die ihn sichtlich protegierte. Bei diesen Unterhaltungen über die katholische Kirche mußte ich feststellen, daß *Der Großinquisitor* von Dostojewskij noch sehr lebendig in mir war.

Dazu kam ein Erlebnis besonderer Art: Im Kulturbund war der Vortrag eines Professor Pfliegler angekündigt worden; es ging um eine soziale Frage, die mich interessierte. Der Name Pfliegler war mir ganz unbekannt. Ich saß in einer der vordersten Reihen. Als der Vortragende hereinkam, sah ich an seiner Kleidung, daß er katholischer Priester war. Schon war ich geneigt, aufzustehen und wegzugehen, als ich es mir dann doch anders überlegte: Es war das erstemal, daß ich einen katholischen Priester hörte. Ich weiß vom Inhalt des Vortrags nichts mehr, aber eines habe ich nicht vergessen: Als ich mit der Stadtbahn heimfuhr, war ich tief bewegt. Was nämlich der Professor dargelegt hatte, war einfach die Wahrheit, entsprach genau dem, was ich in meinem eigenen Berufsleben erfahren hatte. Es kam mir der Gedanke: Wie, wenn die katholische Kirche auch sonst die Wahrheit lehrte? Wenn also alles, was ich bisher über sie gedacht hatte, falsch wäre? Wenn es unverantwortlich wäre, fremde Ansichten über sie einfach zu übernehmen, ohne selbst zu prüfen und auch dort nach Wahrheit zu suchen, wo ich sie bisher nicht gesucht hatte? Zwar war Dostojewskij ein Genie, aber schloß Genialität religiösen Irrtum aus? Solche und ähnliche Gedanken gingen mir bei der Heimfahrt durch den

Kopf. Kaum je war ich so betroffen gewesen, und es überwältigten mich auf dem nächtlichen Weg die Tränen.

Ungefähr zur gleichen Zeit erschütterte noch ein zweites Ereignis meine bisherige Meinung über die katholische Kirche. Ich habe schon jene ebenso kluge wie hübsche Nichte der Frau Waldeck erwähnt, die auch in der Wattmangasse verkehrte. Eines Tages war ich im Josefstädter Theater gewesen und hatte Hochwälders *Heiliges Experiment* gesehen, das damals sehr häufig gespielt wurde. Als ich heimkam, waren noch ein paar Leute, darunter die genannte Nichte, anwesend. Ich setzte mich zu ihnen, und man sprach von der Aufführung. Über ihre Nichte hatte Frau Waldeck einmal mir gegenüber bemerkt, daß sie „sehr rot“ sei; diese Äußerung lag freilich Monate zurück. Als ich nun im Gespräch über *Das Heilige Experiment* nebenbei bemerkte, Jesus Christus sei auch ein großer Sozialrevolutionär gewesen, antwortete die junge Doktorin, über meine Äußerung sichtlich aufgebracht, kühl: „Ich finde das, was Sie da sagen, sehr oberflächlich.“ Diese Zurechtweisung vor den Anwesenden war mir natürlich unangenehm, und ich muß sinngemäß geantwortet haben, daß ich eine solche Feststellung gerade von ihr als Marxistin am wenigsten erwartet hätte. Zu meiner Verblüffung sagte sie darauf: „Ich bin keineswegs eine Marxistin, ich bin vor wenigen Wochen zur katholischen Kirche übergetreten!“ Ich weiß nicht mehr, was an jenem Abend weiter gesprochen wurde. Diese Mitteilung machte auf mich einen überaus starken Eindruck. Als ich schlafen gegangen war, kreisten meine Gedanken noch lange um das Gespräch. Wie war die Konversion einer so gescheiterten Person zu vereinbaren mit den Vorstellungen, die ich von Rom hatte? War es nicht meine Pflicht, diese Vorstellungen auf ihre Richtigkeit zu prüfen? Wußte ich nicht viel zu wenig aus eigenem Studium von der katholischen Kirche? Hatte ich nicht einfach die Auffassungen meines einstigen Religionslehrers nur deshalb übernommen, weil er mir als Persönlichkeit imponiert hatte? – Die Nichte der

Frau Waldeck habe ich in späteren Jahren aus den Augen verloren. Ich hörte noch, daß das hübsche, kluge Mädchen nach England emigrierte, in einen katholischen Orden eintrat und dort als Lehrerin tätig war.

Nach solchen Erlebnissen ergab es sich von selbst, daß ich mich von nun an mehr an den Maler Kern anschloß und oft mit ihm über seine Kirche sprach. Dabei erwies er sich als theologisch sehr gebildet und ebenso in der Kirchengeschichte bewandert. Nicht ohne starken inneren Widerstand mußte ich erkennen, daß die eine oder andere Vorstellung, die ich von der katholischen Kirche hatte, auf reinen Vorurteilen beruhte, die der Wirklichkeit nicht entsprachen. Ich bemerkte sehr bald, wie mein ganzes Weltbild zu wanken begann und ich immer wieder zu meinem Erschrecken feststellen mußte, daß die Erklärungen Kerns mein rätselhaftes Erlebnis in der Narkose erhellten. Sie waren gleichsam die Deutung des Traumes!

In dieser Phase meiner inneren Entwicklung geschah es, daß eine weitere Person ganz unerwartet in Wien auftauchte: mein Jugendfreund Werner Knapp mit seiner Frau Sigrid. Das war eine große Überraschung – ich hatte seit Jahren nichts mehr von ihm gehört! Er war Dozent für Architektur in Prag geworden und kam nach Wien, um hier einige Monate lang Fachstudien an der Universität zu betreiben. Die Wiedersehensfreude trübte sich bald, als ich bemerkte, daß er, ebenso wie seine Frau, dem nationalsozialistischen Gedankengut zuneigte – für mich unbegreiflich und erschütternd, weil gerade dieses mir schlechterdings unvereinbar mit dem Geist schien, der in seiner hochkultivierten Familie geherrscht hatte. Mein Freund Werner war ein sehr feingebildeter Mann. Er war damals schon ein bekannter Burgenforscher und Mitarbeiter von Dehio. Zu seiner Charakterisierung sei erwähnt, daß er sich später am Weißensee in Kärnten niederließ und dort ein kleines Buch verfaßte, welches das Weißenseegebiet im Lauf des Jahreskreises dar-

stellt und so großartige Naturschilderungen enthält, daß sie ihrem künstlerischen Rang nach denen Adalbert Stifters nahezu gleichzustellen sind. Werner Knapp war also ein tief empfindender, durchgeistigter Mensch. Was seine religiösen Vorstellungen anbelangt, so erinnere ich mich, daß er früher einmal in einer kleinen Gesellschaft als „homo religiosus“ eingestuft wurde, während man mich als den „homo practicus“ bezeichnete. Das hatte mich damals ein wenig gekränkt, aber etwas Richtiges war an diesem Urteil gewesen. Erst in späteren Jahren, als ich selbst einen festeren Standpunkt gewonnen hatte, bemerkte ich, daß Werner im religiösen Bereich das war, was man einen „Spintisierer“ nennt. Er war evangelisch getauft, hatte sich aber als Erwachsener seinen eigenen Glauben gebildet, sich von allen religiösen Bindungen losgesagt und nannte die evangelischen Pfarrer spöttisch „Gottesbeamte“.

Mit dem Ehepaar Knapp stieß nun ein neues, geradezu explosives Element zu dem Freundeskreis in der Wattmannngasse. Es lernte dort auch bald den Maler Kern kennen. Sehr rasch traten daraufhin die religiösen Gespräche ganz in den Vordergrund. Zu meinem Erstaunen war Kern in den Diskussionen meinem alten Freund klar überlegen. Ruhig und sachlich legte er seine katholischen Ansichten dar. Werner stellte ihnen seine eigenen, geistreichen Konstruktionen gegenüber, und siehe da, was ich nicht erwartet hätte, geschah: Das katholische Glaubensgut leuchtete dem Verstand ein, während die Darlegungen meines Freundes sehr subjektiv und nebulos blieben. Werner erkannte bald, daß ich „katholisierte“, ja im Begriff war, mich der katholischen Kirche ernsthaft zu nähern. Das war nun der Anlaß dafür, daß wir beide auch unter vier Augen über unsere religiösen Auffassungen sprachen, wobei er mit allen Mitteln versuchte, mich von dem eingeschlagenen Weg abzubringen. Es zeigte sich, daß er ein radikaler Gegner der katholischen Kirche geworden war. Er sagte mir unumwunden, ich wäre ein „Verräter“, sollte ich zu dieser Konfession übertreten. Rom sei der

Antichrist, die römische Kirche habe die ganze Welt mit einem geistigen Spinnennetz überzogen: Der Papst sitze wie eine große Spinne in der Mitte des Netzes, und jeder, der sich in diesem verfangen werde, werde geistig absorbiert, gleichsam verspeist. Er geriet außer sich bei dem Gedanken, ich könnte mich „als Deutscher“ in die Gefahr begeben, in dieses Netz zu geraten.

Beim Argumentieren bediente er sich geschichtlicher Kenntnisse als Waffen, denen ich nicht viel entgegenzusetzen hatte, weil ich damals noch zu wenig von der Kirche wußte, um mich wirksam verteidigen zu können. Dennoch wurde im weiteren Verlauf der Religionsgespräche in der Wattmannngasse jedesmal deutlicher, daß der Katholik Kern über die besseren Argumente verfügte und damit meinen Jugendfreund „besiegte“. Hatte ich in früheren Jahren die oft mystischen Auffassungen Werners bewundert und mich meiner eigenen religiösen Gleichgültigkeit geschämt, so war nun mein Mißtrauen geweckt, und ich verglich seine Vorstellungen mit den Lehrmeinungen der katholischen Kirche, die mir bei weitem klarer und realistischer erschienen. In einer guten Stunde erzählte ich Werner auch mein Erlebnis in der Narkose. Er hörte aufmerksam zu und meinte dann, das sei eben eine Art Traum gewesen, der auf mich auch wegen der starken Schockwirkung des vorangegangenen Unfalls einen solchen Eindruck gemacht habe. In Wirklichkeit könne man daraus keine wie immer gearteten Folgerungen ziehen.

Werner Knapp kam damals auch wiederholt darauf zu sprechen, warum er Vegetarier geworden sei, was mir bei unserem Wiedersehen aufgefallen war. Er selbst brächte es nicht fertig, ein Tier, beispielsweise ein Kälbchen, zu töten. Gegen eine solche Handlungsweise hätte er eine unüberwindliche Abneigung. Wenn er nun aber zum Beispiel ein Kalbsschnitzel esse, so mure er einem anderen Menschen eine Handlung zu, deren er selbst nicht fähig wäre. Der Fleischhauer habe von Natur aus densel-

ben Widerwillen gegen die Tötung eines Tieres, stumpfe aber durch Gewohnheit ab. Die Tötung eines Tieres sei eine unsittliche Tat, und man dürfe eine solche keinesfalls einem anderen Menschen zumuten bzw. durch den eigenen, gedankenlosen Fleischgenuß mitverschulden. Tatsächlich aß mein Freund konsequent kein Fleisch mehr, was ich recht bewunderte, wenn ich auch seinen Beweggründen nicht folgen konnte.

Jahre später, gegen Ende des Zweiten Weltkrieges – ich war längst katholisch geworden –, besuchte mich Freund Knapp wieder anlässlich seiner Durchreise durch Wien. Er war Soldat, kam aber in Zivil, und das erste, was ich zu meinem Schrecken bemerkte, war ein Parteiabzeichen an seinem Rock. Wir saßen im „Meisel und Schaden“ am Neuen Markt, und Werner erzählte mir seelenruhig, daß er gerade aus Jugoslawien komme, wo er „wehrtechnische Untersuchungen“ im Auftrag des Reichsführers der SS, Himmler, durchführe. Es war der Herbst 1944. Wenn zu Anfang des Hitler-Regimes manche Unwissenheit noch entschuldbar gewesen sein mochte – im Jahr 1944 war sie das nicht mehr. Jedermann wußte, was in den Konzentrationslagern geschah und welche Rolle Himmler, von dem Knapp mit sichtlicher Hochachtung sprach, dabei spielte. Ich war über diese Ausführungen entsetzt und beschloß, mir angesichts einer solch ungeheuerlichen Naivität keine Bemerkung entlocken zu lassen, die mich den Kopf hätte kosten können. Was war aus dem sensiblen Sittlichkeitsempfinden geworden, das ich einst so bewundert hatte? An dieses Erlebnis erinnerten mich später die Worte der Mutter des Gauleiters Schirach, die beim Nürnberger Prozeß über ihren Sohn unter anderem sagte: „Mein Sohn war immer ein feinsinniger Lyriker.“ Den Ausspruch kann ich deshalb nicht vergessen, weil ich während der Amtszeit Schirachs in unserer Fabrik einen Angestellten hatte, der mit dem Gefängnisgeistlichen des „Grauen Hauses“ in Wien befreundet war. Von ihm erfuhr ich in allen Einzelheiten, wie viele Parteigegner dort Woche für Woche hingerichtet

wurden: Alle ihre Todesurteile waren vom Gauleiter unterfertigt. In einem ähnlichen Sinne war auch mein Freund Knapp ein „feinsinniger Lyriker“. Er hat zwar gewiß keine Kriegsverbrechen begangen, obwohl er auf Grund einer Namensverwechslung sogar eine Zeitlang unter dieser Anklage in Haft war; aber er war das, was man einen „Edelnazi“ nannte: der Wirklichkeit gegenüber partiell erblindet.

Eben dieser Mangel an Realitätssinn war es, der mir auch damals bei den religiösen Gesprächen im Kreis der Frau Waldeck an ihm auffiel. Theodor Kern sagte nichts „Eigenes“, er legte nur die Thesen der katholischen Kirche dar: Sie waren wahr in dem Sinne, daß sie der Wirklichkeit, der natürlichen und der geoffenbarten, entsprachen. Freund Knapp dagegen dozierte seine eigenen Ansichten, die zwar originell wirkten, aber die Wirklichkeit weithin verfehlten! Ich wußte damals freilich noch nicht, daß mein Jugendfreund, mit dem ich wie ein Bruder aufgewachsen war, einmal der Partei Hitlers beitreten würde. Die Kluft jedoch, die zwischen unseren Ansichten mehr und mehr sichtbar wurde, ließ schon eine gewisse Entfremdung fühlbar werden. Noch war ich keineswegs entschlossen, katholisch zu werden. Im Gegenteil, die Möglichkeit, daß mich mein Weg konsequenterweise in die katholische Kirche führen könnte, erschreckte mich beinahe. So gesehen war Knapps Anwesenheit in Wien ein gefährliches Hindernis für meine Entwicklung, denn vieles, was Werner über die katholische Kirche sagte, gab meinen eigenen tief eingewurzelten Vorurteilen neue Nahrung. Es war daher eine besondere Fügung, daß er seine Studien in Wien früher als erwartet beendete und auf seinen Lehrstuhl nach Prag zurückkehrte. Mit neuem Eifer, geweckt durch die Kontroversdiskussionen zwischen Knapp und Kern, verlegte ich mich nun auf die Lektüre katholischer Bücher. Von zwei einander widersprechenden Behauptungen konnte nur die eine wahr und mußte die andere falsch sein. Ich hatte wenigstens so viel begriffen, daß ich selbst vorläufig viel zu wenig wußte und noch keines eigenen Urteils über die Kirche fähig war.

Mit Theodor Kern befreundete ich mich mehr und mehr, obwohl mich manches an ihm noch immer recht fremd berührte. Eines Abends brachte ich ihn mit meinem Auto nach Hause in sein Atelier in der Rotenturmstraße. Wir fuhren durch die Kärntner Straße, es war schon gegen halb elf Uhr. Im Gespräch ließ ich die Bemerkung fallen, er solle mir doch einmal erklären, was eigentlich eine Messe sei. Er freute sich sichtlich über meine Frage, bat mich, sofort anzuhalten und meinte, er könne gleich anfangen, mir das zu erklären, denn er habe gerade seinen „Schott“ bei sich. Trotz der vorgerückten Stunde gingen wir also in ein Kaffeehaus, und Kern begann unverzüglich mit dem Unterricht. Gewiß konnte er mir an jenem Abend nur einige Grundgedanken vermitteln. Dennoch spürte ich eine neue Welt, die mich da berührte, eine Welt, von der ich keine Ahnung gehabt hatte. Ich dachte zu Hause lange darüber nach und nahm mir vor, einmal einer solchen Messe beizuwohnen. Das tat ich auch. Ich stand eines Tages in scheuer Distanz hinter einem Pfeiler im Stephansdom und erlebte eine stille Messe mit, die am Sakramentsaltar zelebriert wurde. Wie soll ich heute, nach so vielen Jahren, die Wirkung auf mich beschreiben? Ich glaube, ich fühlte zum erstenmal in meinem Leben das, was man „sakral“ nennt. Ich meinte, nun ein wenig zu verstehen, warum Katholiken, wenn sie von der Messe sprachen, immer die Worte „heilige Messe“ gebrauchten. Jedenfalls zog es mich nun öfters in den Dom, aber ich sprach darüber kaum mit Theodor Kern, weil ich eine starke Scheu hatte, über innere Erlebnisse zu reden.

An ein Ereignis anlässlich eines solchen Besuches in St. Stephan erinnere ich mich noch besonders deutlich: Es war irgendein kirchlicher Festtag, und der damalige Kardinal Innitzer zog mit der Cappa magna, einer langen, purpurnen Schleppe, die hinten von zwei Ministranten getragen wurde, durch das sogenannte Riesentor in den Dom ein. Im ersten Augenblick tauchte in mir die alte Vorstellung auf: „Machtkirche!“ (Oder

„triumphalistische Kirche“, wie man heute sagen würde.) Meine Blicke hingen an dem langsam vorwärts schreitenden Kardinal. Als er zum Sakramentsaltar kam, kniete er auf beide Knie nieder, wandte den Blick nach oben und betete. Da fiel mir das andächtige Gesicht des Kardinals auf; nichts von Triumphalismus in seinen Zügen, vielmehr etwas ganz anderes: kindliche Demut! Auf dem Heimweg dachte ich wieder an das Bild der Kirche, wie es sich mir durch den *Großinquisitor* eingeprägt hatte. Wie stimmte das überein mit dem, was ich nun selbst erlebt hatte? Konnte man aber von der geistigen Haltung eines einzigen Kardinals – des ersten, den ich überhaupt gesehen hatte – auf den Geist der Kirche schließen? Mußte man nicht die vielen historischen Fakten prüfen, die eine ganz andere Sprache sprachen als die Haltung dieses Kardinals?

Das Entscheidende war damals, daß ich meine bisherigen Überzeugungen endgültig als ungeprüfte Vorurteile erkannte; daß ich mein Ziel, die Wahrheit finden zu wollen, nicht mehr aus den Augen verlor. Auch sagte ich mir: Wenn die katholische Kirche wirklich das war, als was sie sich selbst bekannte, nämlich die Kirche Jesu Christi, mußte sie dann am Ende der Zeiten nicht aus einer inneren Notwendigkeit heraus „triumphieren“, nach all den furchtbaren Demütigungen und Verfolgungen, die sie in der Welt zu erleiden gehabt hatte? Meine Besuche im Stephansdom wurden noch häufiger. Immer waren es der Sakramentsaltar und die Messe, die dort gelesen wurde, was mich besonders anzog. Ich hörte bei dieser Gelegenheit öfters auch Predigten oder kleine Ansprachen im Dom. Jedesmal zog ich wieder Vergleiche mit dem, was ich von Kern erfuhr, und auch mit meinem Erlebnis in der Narkose, das nie aufhörte, wie eine „Unruhe“ in mir zu wirken. Was sich in meiner Seele damals vollzog, ist schwer zu beschreiben. Im wesentlichen war es so, daß all die Vorstellungen, die ich mir seit meiner Jugend gebildet hatte, verblaßten und gewissermaßen unter diesem alten Bild etwas Neues entstand. Es war ein stetiges Wachstum

hin auf den Glauben an einen lebendigen, persönlichen Gott, an die Menschwerdung der zweiten göttlichen Person, und nun, als die Folge jahrelangen Suchens, auch an die eine, römisch-katholische Kirche.

Doch war – insgesamt gesehen – mein geistliches Wachstum kein gleichmäßiges, sondern vollzog sich in Sprüngen. Dazwischen gab es Perioden des Zweifels, quälende Gedanken, ob ich auf dem richtigen Weg sei oder mir bloß etwas vormache. Solche Gedanken kamen in Abständen immer wieder, obgleich ich Stunden zuvor noch geglaubt hatte, völlig richtigen und sicheren Einsichten zu folgen. Dennoch lernte ich allmählich, die gültigen Erkenntnisse von einem ungebührlichen Festhalten an alten Vorstellungen zu unterscheiden. So reifte der Glaube an die Kirche als die „una sancta catholica et apostolica ecclesia“ in mir heran – zu meinem eigenen Erschrecken, wie ich noch deutlich in Erinnerung habe. Natürlich war der Aspekt ein doppelter: Einerseits beglückte mich die Wahrheit in einer nie geahnten Weise; andererseits fürchtete ich mich vor den vielfältigen Konsequenzen, die bedrohlich vor meinen Augen standen.

Ganz bewußt wurde mir das alles eines Tages im Verlauf einer Unterredung mit dem Rechtsberater unserer Fabrik in Wien, einem alten jüdischen Rechtsanwalt. Dieser Dr. Hajek hatte sich in vielen schwierigen Situationen bewährt, und ich hatte ihn auch als Menschen und väterlichen Freund schätzen gelernt. So kam ich, selbst wenn nichts Konkretes vorlag, alle paar Wochen zu ihm, um aus dem großen Schatz seiner Erfahrungen zu lernen. Ohne ihn hätte ich mich in der Wiener Geschäftswelt schwerlich zurechtfinden können. Er verfügte über große Weisheit und ein profundes philosophisches Wissen; besonders bewandert war er in der Philosophie des Plato und Aristoteles, was zu bewundern ich oft Gelegenheit hatte. Religiös war er ungebunden, ein liberaler Jude. An Österreich hing er sehr,

aber auch für Deutschland empfand er – tragischerweise – eine starke Liebe. Als nun Dr. Hajek im Gespräch von meiner Absicht, zur katholischen Kirche überzutreten, hörte, erschrak er sichtlich. Er hatte zwar große Hochachtung vor der katholischen Kirche, seine Befürchtungen bezogen sich jedoch auf die zu erwartenden Konsequenzen, die er klar voraussah: „Aber lieber Freund! Der Zeitpunkt ist doch völlig inopportun! Hitler steht vor der Tür. Ihr Generaldirektor ist ja ein durchaus toleranter Mann, aber Sie müssen auch mit anderen Einflüssen rechnen und gefährden durch einen solchen Schritt Ihre ganze Zukunft! Warten Sie doch zu, übereilen Sie nichts, ich glaube nicht an eine lange Dauer des Hitler-Regimes. Vielleicht ist das Ende schneller da, als wir jetzt denken; dann können Sie immer noch tun, wozu Ihre Überzeugung Sie drängt.“ Seine Worte kamen, das wußte ich, aus einem wohlwollenden Herzen. Aber dagegen stand die Mahnung des Apostels Paulus, man müsse der Wahrheit folgen – gelegen oder ungelegen. Immerhin traf sich der Gedankengang Hajeks mit meinen eigenen, sehr ähnlichen Befürchtungen. Wochenlang gingen mir seine Warnungen im Kopf herum und erzeugten in mir, mehr als bisher schon, eine latente Unruhe, einen ständigen Kampf zwischen Ja und Nein – ein Schwanken, das sich bald auch auf Dispositionen im Alltag zu erstrecken begann. Endlich kam die Entscheidung auf eine ungewöhnliche und unerwartete Weise.

## 9. DER VERLUST DER FINGER

In jener Zeit erlebte ich Tage und Wochen, in denen ich fest entschlossen war, meine Glaubenseinsichten in die Tat umzusetzen und der katholischen Kirche beizutreten. Dann kamen wieder qualvolle Tage und Wochen des Zögerns, in denen scheinbar vernünftige Gründe die Oberhand gewannen, Gründe, die mir mein Freund Hajek ja auch vor Augen gehalten hatte. Ich fühlte buchstäblich, wie zwei Haltungen in meiner Seele um den Sieg rangen: meine Liebe zur Wahrheit und mein Wunsch nach einem unbehelligten, bequemen Leben. Eines Tages wurde mir voll bewußt, wie die innere Unsicherheit auch auf meine äußeren Handlungen übergriff. Ich suchte nach Entspannung und gab meiner Sekretärin den Auftrag, mir Fahrkarten für einen Zug zum Arlberg zu besorgen; denn ich dachte, daß mich ein paar Tage Schifahrens beruhigen würden. Ohne ersichtlichen Grund ließ ich die Karten am nächsten Tag wieder stornieren. Warum? Kein neuer Gesichtspunkt hatte mich bewegt, meinen Entschluß zu ändern; jedenfalls war mir keiner bewußt.

Einen Tag später ging ich um die Mittagszeit in den Fabrikshof zu meinem Auto, um nach Hietzing essen zu fahren, wie ich es täglich zu tun pflegte. In einem Parterrelokal hatten wir damals gerade eine neue Kardiermaschine aufgestellt, die zur Herstellung von Verbandwatte diente. Jeden Tag ging ich dort auf einen Sprung hinein, um mich zu überzeugen, wie sich die Erzeugung mit dem erst angelernten Arbeiter anließ. So geschah es auch an jenem Tag. Ich ging, ehe ich das Auto holte, in den Maschinenraum, noch bekleidet mit einem weißen Arbeitsmantel, wie ihn jeder tragen mußte, der im Betrieb zu tun hatte. Ich kam gerade dazu, wie der Arbeiter eine Störung in der Maschine zu beseitigen suchte: beim Einzug hatte sich eine sogenannte Wuzel aus Fasern gebildet, die er aus der Einzugswalze herausziehen wollte. Zu diesem Zweck hatte er die Abdeckung

der schweren Maschine geöffnet, wodurch die zahlreichen schnell rotierenden, mit Stahlstiften belegten Walzen freilagen – ein Zustand, der besondere Vorsicht erfordert. Ich versuchte, dem Arbeiter zu helfen und ihm zugleich zu erklären, daß er sein Werkzeug, einen Stichel, unrichtig halte. Bei diesem Bemühen geschah das Unglück. Der etwas abstehende Ärmel meines Arbeitsmantels wurde von einer Walze erfaßt. Mit einem Ruck wurde meine linke Hand von einem Walzenpaar in die Maschine gezogen. Zu meinem Glück ergriff ich mit meiner rechten Hand den betroffenen linken Arm und zog mit all meinen Kräften rückwärts. Dadurch konnte ich zwar die erfaßte Hand nicht herausziehen, aber doch verhindern, daß der ganze Arm Stück für Stück in die Maschine geriet, wobei er mir schließlich abgerissen worden wäre. Dafür schabten die feinen Stahlstifte meine Finger bis auf die Knochen ab – dank der Schockwirkung ohne daß ich momentan Schmerzen verspürt hätte. Der Arbeiter, der den Unfall sofort erfaßt hatte, erschrak so, daß er leichenblaß wurde. Er wußte, daß die Masse der rotierenden Elemente gar nicht auf einmal gebremst werden konnte und daher die Gefahr fortbestand, daß mein ganzer Arm verlorenging. Geistesgegenwärtig riß er den Antriebsriemen von der Maschine und hängte sich mit seinem eigenen Gewicht an das Antriebsrad, um so wenigstens den Auslauf der beweglichen Teile abzukürzen. Dennoch dauerte es noch einige lange Minuten, bis die Räder stillstanden und man mich durch Rückwärtsdrehung der Walzen endlich aus meiner gefährlichen Lage befreien konnte. Meine Hand kam dadurch wieder zum Vorschein, an der Oberseite relativ unverletzt, die Innenfläche aber eine blutige Masse. Unverkennbar mußte ich sofort operiert werden. Inzwischen waren viele Leute zusammengelaufen, es gab eine große Aufregung, man überbot einander an Vorschlägen, was bis zum Eintreffen des Rettungswagens zu tun sei. Das war der äußere Ablauf des Ereignisses. Der parallele innere Ablauf, gleichsam der Innenaspekt, war ganz anders.

Im Augenblick des Schocks und gleichzeitig mit der geschilderten mechanischen Abwehrbewegung wußte ich mit einer Klarheit, die nun keine Zweifel mehr zuließ: der monatelange Kampf ist beendet, die Unsicherheit vorbei, ich folge meiner Einsicht, ich werde katholisch! Diese im Moment des Unglücks erlebte Sicherheit machte es aus, daß ich zur Überraschung meiner Umgebung der Ruhigste von allen blieb, keine Aufregung zeigte, nur klar und eindeutig meine Anordnungen gab, wohin und zu welchem Arzt ich gebracht werden wollte. Das war das Seltsame dieses Erlebnisses, daß ich zwar alle äußeren Umstände mit großer Klarheit auffaßte, daß sich aber in der Sekunde des Geschehens etwas Entscheidendes in mir verändert hatte: Ich „wußte“ mit einer bisher unbekanntem Bestimmtheit, was ich nun zu tun hatte, und tatsächlich zeigte sich in der kommenden Zeit der äußeren Vorbereitungen meines Übertritts zur katholischen Kirche kein Zögern, kein Schwanken, keine Unsicherheit mehr, kurz nichts mehr von den Unklarheiten, unter denen ich in der Vergangenheit so gelitten hatte.

Ich kam nun also in das Unfallspital und wurde dort von jenem Schüler Professor Böhlers operiert, der einige Jahre zuvor meinen verletzten Fuß endgültig wiederhergestellt hatte. Die Operation dauerte einige Stunden und erfolgte bei vollem Bewußtsein, aber ich war gelassen und unbeteiligt, weil ich ganz mit dem beschäftigt war, was nun so sichtlich in mir vorgegangen war und sich so eindeutig entschieden hatte. Schon damals kam mir ein Vergleich aus der Physik in den Sinn, nur bildhaft natürlich, aber doch das veranschaulichend, was meine plötzliche Entscheidung herbeigeführt hatte. In einer Physikstunde während der Schulzeit hatten wir einmal einen Versuch mitangesehen, der das Prinzip des unterkühlten Wassers demonstrieren sollte: In einem Glaskolben wurde Wasser unter den Gefrierpunkt abgekühlt, etwa auf minus fünf Grad. Bei dieser Temperatur hätte das Wasser bereits zu Eis erstarrt sein sollen, blieb

aber flüssig, weil es völlig ohne Erschütterung abgekühlt worden war. Nun klopfte der Lehrer an den Glaskolben, und siehe da, in einem Augenblick holte das Wasser das nach, was schon überfällig war, nämlich den Prozeß des Übergangs in den festen Aggregatzustand. Diese Parallele zu einem seelischen Vorgang, wie ich ihn erlebte, mag weit hergeholt sein. Aber das Bild kam mir damals oft in den Sinn, als ich darüber nachdachte, was mir geschehen war.

Ich lag also wieder in einem Spital katholischer Schwestern, aber diesmal bat ich schon am folgenden Tag eine von ihnen, sie möge mir die Freundlichkeit erweisen, Professor Michael Pfliegler anzurufen, mit der Bitte, mich zu besuchen. Das war jener Professor, dessen Vortrag ich im Kulturbund gehört und der einen so großen Eindruck auf mich gemacht hatte. Die Schwester kam zurück und kündigte mir den gewünschten Besuch für den nächsten Tag um 15 Uhr an. Trotz meiner inneren Sicherheit sah ich nun dieser Begegnung mit einer gewissen Unruhe entgegen. Ich hatte noch nie mit einem katholischen Priester gesprochen. Ich hatte auch niemandem etwas von meiner bevorstehenden Konversion anvertraut, nicht einmal Theodor Kern, der mir doch auf meinem Weg so viel geholfen hatte! Was sollte ich eigentlich Professor Pfliegler sagen, und wie sollte ich meinen Entschluß begründen?

Tags darauf kam der mir persönlich ganz unbekannt Prof. Pfliegler in mein Zimmer. Er war sichtlich erstaunt, einen ihm völlig fremden Patienten vorzufinden, und begann ein belangloses Gespräch über die Ursache meines Hierseins; aber ich war so erfüllt von meinem Vorhaben, daß ich schon nach wenigen Worten herausplatze: „Ich habe Sie gebeten, mich zu besuchen, weil ich entschlossen bin, katholisch zu werden.“ Ich hatte erwartet, er würde dieses Thema gleich zielbewußt aufgreifen, und war ganz erstaunt, daß er eher ablenkte und meinte, ich solle doch zuerst einmal gesund werden und ihn danach

gelegentlich besuchen; dann könnten wir ja weitersehen. Wir sprachen noch dieses und jenes, und ich war beeindruckt von seiner großen Natürlichkeit. Immer mehr wurde mir im Laufe der Unterhaltung bewußt, wie ganz offensichtlich falsch das Bild war, das ich von einem katholischen Priester zu diesem Zeitpunkt noch hatte. Wir verblieben dahingehend, daß ich ihn in seiner Wohnung aufsuchen würde, sobald ich das Spital verlassen hätte. Das war also mein erster offizieller Schritt. Wochen später besuchte ich, wie vereinbart, Prof. Pfliegler in Döbling und erhielt meine erste Unterrichtsstunde.

Im ganzen dauerte der Unterricht etwa drei Monate. Während dieser Zeit begegnete ich bei Frau Waldeck zum ersten Male einem Menschen, der später, nach meiner Konversion, eine große Bedeutung für mich gewinnen sollte, nämlich dem Philosophen Dietrich von Hildebrand, mit dem der Maler Kern eng befreundet war. Hildebrand hatte in München einen Lehrstuhl für Philosophie innegehabt, war nach der Machtergreifung Hitlers nach Österreich emigriert und lehrte nun an der Wiener Universität. Er war für die Nationalsozialisten ein ideologischer Feind erster Ordnung, und Himmler selbst hatte den Befehl gegeben, Hildebrand, sollte man seiner habhaft werden, sofort zu erschießen. Die Persönlichkeit Hildebrands machte auf mich schon bei dieser ersten Begegnung in der Wattmann-gasse einen großen Eindruck; ich ahnte freilich nicht, was ich diesem bedeutenden Menschen auf meinem weiteren Weg noch zu verdanken haben würde.

Der Unterricht bei Prof. Pfliegler beschränkte sich – wie ich damals bloß vermutete und erst später ganz überblickte – auf die katholischen Grundwahrheiten, ging aber nicht in die Breite. Ich hatte gleich zu Beginn mein Erlebnis in der Narkose erwähnt, und vielleicht glaubte Pfliegler deshalb, schon viele Voraussetzungen bei mir vorzufinden. Ich selbst wiederum nahm die fundamentalen Glaubenslehren der katholischen

Kirche leichter auf als manch anderer Schüler, und so setzte mein Lehrer schon nach knapp drei Monaten den 21. Juni 1937 als den Tag meiner Aufnahme in die heilige Kirche fest. Mein Glaube war damals folgender: All die Jahre des Nachdenkens nach meinem Erlebnis in der Narkose hatten in mir die tiefe Überzeugung heranreifen lassen, daß das ganze Universum von einem gewaltigen Schöpfergeist getragen werde, der alle Dinge verursacht hat und fortwährend am Leben erhält. Ferner war ich überzeugt, daß Jesus Christus wahrhaft der eingeborene Sohn dieses lebendigen Gottes sei. Schließlich hatte sich in mir die volle Glaubensüberzeugung gefestigt, daß die römisch-katholische Kirche die *wahre* Kirche sei, die Christus gemeint hat, als er zum Apostel Petrus die Worte sprach: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen“; und daß Christus wahrhaftig und wirklich als die Seele dieser Kirche in ihr bis zum Ende der Zeiten fortleben werde. Es war mir durchaus klar, daß ich noch bei weitem nicht das ganze gewaltige Lehrgebäude der katholischen Kirche vor mein geistiges Auge bekommen hatte; ich war jedoch vollkommen bereit, alles für wahr zu halten, was die Kirche lehrt, weil ich inzwischen zu der felsenfesten Überzeugung gelangt war, daß erst mit einem derart bedingungslosen Glauben an die Kirche die letzte Konsequenz aus meinen religiösen Einsichten gezogen sei.

Wie schon erwähnt, war meine Scheu, mit anderen – selbst befreundeten – Menschen über meine religiösen Erlebnisse zu sprechen, sehr groß. So erfuhr auch niemand etwas davon, daß der 21. Juni mein Konversionstag werden sollte. Auch Frau Waldeck verschwieг ich alles, ich wollte das große Ereignis möglichst ohne Zeugen begehen. Die Haushälterin Pflieglers, eine Verwandte von ihm, war zu meiner Taufpatin ausersehen worden. Ich sollte „bedingt“ getauft werden, weil verschiedene Umstände Anlaß zum Zweifel an der Gültigkeit meiner als Kind empfangenen Taufe gaben; jedenfalls konnte nach katholischer Auffassung meine Taufe ungültig gewesen sein. Das war

auch der Grund, warum ich unmittelbar nach der feierlichen Taufe zum erstenmal eine Lebensbeichte ablegen mußte: denn es stand umgekehrt nicht mit Gewißheit fest, daß meine Kindheitstaufe tatsächlich ungültig gewesen war. Für den Fall, daß jene – entgegen der Wahrscheinlichkeit – doch vor Gott gültig vollzogen worden sein sollte, war nun meine zweite – also die katholische – Taufe ungültig und konnte deshalb auch nicht die Kraft der Sündentilgung haben, die jede gültige Taufe sonst hat.

Am Morgen des 21. Juni stand ich früher auf als sonst. Das Frühstück ließ ich mir wie gewöhnlich geben, nahm es aber nicht zu mir, sondern schüttete den Tee weg, um Frau Waldeck nicht aufmerksam zu machen, die – wie sich noch zeigen sollte – schon Wochen zuvor einen gewissen Verdacht geschöpft hatte. Ich fuhr also in aller Frühe mit dem Auto von Hietzing nach Döbling in die Karmeliterkirche, wo Prof. Pfliegler mit seiner Verwandten schon auf mich wartete. Die Taufe wurde nach dem großen Ritus sehr feierlich vollzogen. Ich mußte dem alten Irrtum abschwören und war von der Bedeutungstiefe der Zeremonie sehr bewegt. Nach der Taufe sollte ich während der heiligen Messe das erstemal kommunizieren. Vorher aber hatte ich aus den dargelegten Gründen die heilige Beichte abzulegen.

Ich schritt neben Prof. Pfliegler in die Kapelle, in der alles für die Meßfeier vorbereitet war, aber zu meiner Überraschung ging Prof. Pfliegler am Beichtstuhl vorbei und strebte der Sakristei zu – ganz offensichtlich hatte er meine Beichte vergessen. Meine Scheu vor dieser ersten Beichte war groß – begreiflich, da ich ja als Protestant nie gebeichtet hatte. Für Bruchteile einer Sekunde war ich versucht, nichts zu sagen, um dem unangenehmen Teil dieses sonst so ersehnten Tages zu entgehen. Blitzartig tauchte der Gedanke auf: „Wenn sogar der Priester darauf vergißt, ist die Beichte vielleicht doch nicht nötig; wahrscheinlich war der Pfarrer meiner Kindheit ohnehin im katho-

schen Sinn gläubig . . .“ Aber dann erinnerte ich Prof. Pfliegler dennoch an die Beichte. Mit großer Natürlichkeit, aber auch ein wenig erschrocken, sagte dieser: „O je, das hätt' ich jetzt wirklich vergessen!“ und zog mich zum gefürchteten Beichtstuhl.

Danach erlebte ich zum erstenmal tief ergriffen die heilige Messe, nicht mehr als Beobachter, wie so oft in der Stephanskirche am Josefsaltar, sondern als Mitglied der römisch-katholischen Kirche. Ich hatte das Tor durchschritten, und die Bedeutung dieses Augenblicks für mein Leben war mir voll bewußt. Dann die erste heilige Kommunion: Ich kann nicht sagen, daß ich dabei eine besondere Andacht empfunden, daß ich irgendwelche Gefühle besonderer Art beim Empfang dieses Sakramentes gehabt hätte. Es war für mich alles so unbeschreiblich neu, daß ich eben nur die tiefe Bedeutsamkeit der Stunde und die Tragweite meines Entschlusses erfassen konnte.

Eine nachträgliche Deutung dieses Empfindens wurde mir einige Monate nach meiner Konversion zuteil: Ich hatte ein paar Tage in Salzburg zu tun. Damals besuchte ich öfter auch während der Woche die heilige Messe und erlebte dabei besonders intensiv die unvergleichliche Schönheit der Franziskanerkirche. Ich ging auch zur Beichte, und als ich mich abends schlafen legte und den Tag so überdachte, sagte ich mir: „Man empfindet offenbar nicht bei jeder Beichte nach der Lossprechung auch eine subjektive Erleichterung.“ Mit diesem Gedanken beschäftigt, schlief ich ein.

Am frühen Morgen erwachte ich nach folgendem seltsamen Traum: An einer Reckstange vollführte ein Mann verschiedene Übungen. Kraftvoll und gewandt machte er die Kippe, eine Welle und dergleichen. Ich sah bewundernd zu. Aber plötzlich stürzte er zu Boden. Ermattend und mit versiegender Kraft sah er mich mit großen Augen an, und ich erkannte, daß der so vitale Mann ein Sterbender war. Seine Augen noch immer auf

mich gerichtet, sagte er eindringlich zu mir: „Sacramentis“ – und verschied. Schon während er mich so intensiv anblickte, hatte ich erschauernd erkannt: Das bin ja ich selbst! Kaum hatte er sein einziges Wort „sacramentis“ gesprochen, erwachte ich, den merkwürdigen Traum lebhaft im Gedächtnis. Beim Erwachen erschrak ich zutiefst. Es war mir rätselhaft, was das Wort bedeuten sollte, das der Mann gesprochen hatte – ich habe nie Latein gelernt. Auf dem Weg zur Kirche traf ich zufällig meine spätere Frau. Wir begrüßten einander, aber ich erzählte nichts von dem seltsamen Traum, sondern fragte nur so nebenbei, was das lateinische „sacramentis“ bedeute. Ich erhielt die Antwort: das sei der 3. oder 6. Fall Mehrzahl des Wortes sacramentum und heiße entweder „den Sakramenten, für die Sakramente“ (3. Fall) oder „mit den Sakramenten, durch die Sakramente“ (6. Fall). Da erzählte ich doch meinen Traum. Denn wenn „sacramentis“ auch die Bedeutung „durch die Sakramente“ hatte, dann war ja der Traum wie eine Antwort auf die Frage, mit der ich eingeschlafen war; seine Deutung schien mir nun ganz einfach: Der Turner war mein natürliches Ich mit seiner früheren Bewunderung für vitale Kraft. Durch die Sakramente muß dieser *alte Mensch* sterben und stirbt auch, um einem *neuen Menschen* Platz zu machen. Mit anderen Worten: Die Sakramente wirken objektiv in der Seele, die subjektive Empfindung dabei ist von ganz zweitrangiger Bedeutung.

Der Bruch mit meinem alten Leben war vollzogen, ein neuer Weg lag vor mir. Aber trotz dieser tiefen Veränderung meiner Situation regte sich keine Unruhe vor dem Neuen, das in mein Leben gekommen war, in mir. Ich verließ nach der Taufe die Kirche mit einem bis dahin nie gekannten Gefühl der Sicherheit, daß meine Entscheidung trotz der heraufziehenden politischen Gefahren, die mir Freund Hajek so eindringlich vor Augen gestellt hatte, richtig und mit meinem Gewissen vollkommen in Einklang war. – Es folgte noch ein Frühstück im Hause Pfliegler, dann fuhr ich in die Fabrik.

Nun war ich also ein Glied der heiligen Kirche und kehrte als solches in meinen Alltag zurück. Es bestätigten sich an mir die Worte des Apostels Paulus: „Wenn also jemand in Christus ist, dann ist er eine neue Schöpfung: Das Alte ist vergangen, Neues ist geworden“ (2 Kor 5, 17). Der heilige Paulus hatte diese Wahrheit an sich selbst erfahren, und jeder Mensch, der eine echte Bekehrung erlebt, wird dieselbe Erfahrung machen.

Es ist freilich nicht so, daß in dem Augenblick der Bekehrung diese „neue Kreatur“ schlagartig auch schon da wäre. Aber mit der Taufe bzw. der Konversion ist der „neue Mensch“ gewissermaßen konzipiert, und in der Seele beginnt ein geheimnisvoller Prozeß der Umgestaltung in jene „neue Kreatur“; ein Prozeß, der sich nicht automatisch vollzieht, sondern gebunden ist an die freie Mitwirkung der Person, an die tausend kleinen und großen Entscheidungen des Lebens, an die vielen „Ja“ und „Nein“, die wir alle täglich sprechen. Es ist ein langsamer oder ein schneller Prozeß, abhängig von unserem Eifer und von der Gnade des Schöpfers. In der Tat, es ist deutlich erlebbar und überraschend, wie „alle Dinge neu werden“, indem solche, die man für wertlos hielt, plötzlich wertvoll und kostbar erscheinen, und andere, die man schätzte, an Bedeutung verlieren. Es findet tatsächlich eine Umwertung der Werte in der Seele statt, die wahre Schöpfungsordnung wird wie in einem langsamen Reifungsvorgang sichtbar.

Zu solchen Einsichten gelangte ich aber in der ersten Zeit noch nicht. Ich begann zögernd und noch recht unsicher damit, was man „aus dem Glauben leben“ nennt. Zunächst stellte sich mir das Problem, in meinem Verantwortungsbereich für die Ausscheidung jener Produkte zu sorgen, die mit der Lehre der Kirche unvereinbar waren. Wie jede Verbandstoffabrik führten wir neben den eigenen Erzeugnissen auch eine Großhandelsabteilung für sanitäre Gummiartikel und sonstigen Krankenpflegebedarf. Das umfangreiche Sortiment enthielt auch Verhü-

tungsmittel, Präservative und Pessare. Umsatzmäßig spielten sie eine geringe Rolle, aber aus Gründen der Konkurrenzfähigkeit waren sie fast unentbehrlich. Da ich alleiniger Geschäftsführer des Unternehmens war, beschloß ich, diese Artikel aufzulassen, weil die katholische Kirche Verhütungsmittel als moralisch unzulässig verurteilte. Ich war auf einen kleinen Aufstand der Vertreter gefaßt, aber außer einer Intervention einiger Herren vom Außendienst geschah nichts. Es war mir jedoch klar, daß die Nachricht von meinem außergewöhnlichen Schritt über kurz oder lang auch meine Vorgesetzten in Deutschland erreichen würde. Mein unmittelbarer Vorgesetzter, der Generaldirektor, zugleich Hauptaktionär der Gesellschaft, war mir zwar sehr wohlgesinnt und durchaus kein Anhänger Hitlers; aber seine nächsten Verwandten – die auch im Vorstand vertreten waren, wenngleich mit geringerem Einfluß – waren durchwegs Parteimitglieder und mußten mit Sicherheit meinen für sie ganz unverständlichen, ja feindseligen Schritt negativ aufnehmen. Zunächst trat jedoch in meinem beruflichen Leben äußerlich keine Veränderung ein.

Frau Waldeck erfuhr von meiner Konversion als erste, und damit wußte natürlich bald der ganze Kreis jener Personen, die in ihrem Haus verkehrten, Bescheid. Frau Waldeck war Jüdin, aber glaubenslos. Ihre Reaktion war neutral, nur vermochte sie – ähnlich wie Dr. Hajek – nicht zu verstehen, warum man seine Existenz so verunsichern konnte, wie ich es durch diesen Schritt angesichts der politischen Situation getan hatte. Tief ergriffen war dagegen der Maler Kern, mit dem mich nun eine wahre Freundschaft verband. Alle anderen Bekannten, die uns regelmäßig besuchten, brachten der Neuigkeit nur geringes Interesse entgegen, wie ja zu erwarten war. Werner Knapp weilte nicht mehr in Wien und ließ auf meine Nachricht hin nichts von sich hören.

Aber schon bald sollte ich vor ein entscheidendes Problem gestellt werden. Bereits zwei Jahre nach der Fabriksübersiedlung

war es mir gelungen, die drittgrößte österreichische Erzeugerfirma unserem Unternehmen anzuschließen. Dieser Zusammenschluß und andere Erfolge, die ich in Wien erzielen konnte, hatten die Aufmerksamkeit der Zentrale in Deutschland mehr als mir lieb sein konnte, auf mich gelenkt. Der Generaldirektor lud mich im Sommer 1937 zu einer Besprechung nach München ein und schlug mir zu meiner Überraschung vor, nach Württemberg in die Stammfabrik zurückzukehren und dort einen einfluß- und aussichtsreichen Posten zu übernehmen. Der Vorschlag kam für mich so unverhofft, daß ich um Bedenkzeit bitten mußte, weil eine richtige Entscheidung tatsächlich sehr schwierig und viele Gesichtspunkte verschiedenster Art zu bedenken waren. Ich weilte damals gerade mit meiner ältesten Schwester zur Erholung am Chiemsee und hatte daher die nötige Muße, mir alles reiflich zu überlegen. Adolf Hitler regierte bereits in Deutschland. Der Generaldirektor lehnte jedoch das NS-Regime insgeheim vollkommen ab. Der neue Posten hätte mir große Vorteile finanzieller Art gebracht und noch größere Aussichten für die weitere Zukunft eröffnet. Dazu kam als besonderer Umstand, daß der Generaldirektor mir wie ein väterlicher Freund zugetan war. Er hatte schon zweimal den Wunsch geäußert, ich möge nach Heidenheim zurückkommen, und hatte ihn diesmal mit besonderem Nachdruck ausgesprochen, so daß ich ernstlich befürchten mußte, sein Vertrauen zu verlieren, wenn ich nun noch einmal absagte. Andererseits wurde mir, je mehr ich alles erwog, immer klarer, daß mein junger katholischer Glaube in Heidenheim gefährdet sein würde: sowohl durch die noch stärkere berufliche Belastung in der Zentrale als auch durch die Tatsache, daß Heidenheim Diaspora mit ausgeprägten antikatholischen Tendenzen war. Wie sollte ich, der ich erst begonnen hatte, ein geistliches Leben zu führen, solch vielfältigen Widrigkeiten gewachsen sein? Dazu kam mein innerer Widerstand gegen das neue politische Regime. Mit jedem Tag wuchs die Gewißheit in mir, daß ich das Angebot ablehnen mußte, selbst auf die Gefahr hin, meine Stellung in Österreich

zu verlieren. Ich mußte nur die richtige Begründung für meine Ablehnung finden, um das Wohlwollen meines Chefs nicht ganz einzubüßen. Von meiner Konversion konnte er zu diesem frühen Zeitpunkt – kaum einige Wochen danach – noch nichts wissen. So beschloß ich, meine politische Einstellung in den Vordergrund zu stellen. Mit etwas Herzklopfen betrat ich also die Hotelhalle, in der wir uns eine Woche zuvor getrennt hatten. Der Generaldirektor sah mir mit seinem energischen Gesicht, das mit den buschigen Augenbrauen dem Bismarcks glich, erwartungsvoll entgegen. Es war nicht leicht, die Absage auszusprechen. Als ich sie aber eingehend begründete – und zwar mit meinen politischen Ansichten –, erhellte sich die finster gewordene Miene, und unsere Unterredung endete schließlich mit einem neuen Vertrauensbeweis, der mich mit großer Freude und auch mit Zuversicht für meine Stellung in Österreich erfüllte.

Vom Chiemsee reiste ich mit meiner Schwester weiter in die alte Heimat. Dort traf ich – ich glaube, es war zufällig – auch jenen Dekan, der in der Schule von Heidenheim den evangelischen Religionsunterricht beaufsichtigt hatte. Ich erzählte ihm im Laufe unseres bis dahin freundlichen Gesprächs, daß ich aus Überzeugung zur katholischen Kirche übergetreten sei. Diese Mitteilung veränderte die Atmosphäre schlagartig. Er schüttelte mit schmerzlicher Miene seinen Kopf und sagte im Tone höchster Entrüstung, er könne nicht verstehen, warum die katholische Kirche einen Mann, der verheiratet sei, nicht zur Priesterweihe zulasse, wohl aber einen, der „gehurt“ habe. Nie hatte ich den Dekan, der sonst sehr gemessen auftrat, so aufgebracht gesehen und einen derart gewöhnlichen Ausdruck verwenden gehört. Noch heute erinnere ich mich, daß ich von dieser Wendung des Gesprächs betroffen war, weiß aber nicht mehr, was ich geantwortet habe.

Nach dieser Begegnung traf ich in Bad Cannstatt, wo ich Verwandte besuchte, auch den einstigen Vikar, unseren Religions-

lehrer und nunmehrigen Stadtpfarrer von Untertürkheim. Außer mir hatte ihn bis dahin keiner aus unserer damaligen Matraklasse besucht, und es muß ihn schon seltsam berührt haben, daß – trotz des *Großinquisitors* – gerade jener Schüler ihn aufsuchte, der katholisch geworden war. Ebenso wie der Dekan war er über meinen Schritt entsetzt, nur ließ er sich kaum etwas davon anmerken. Wohl aber erzählte er mir sogleich von einer katholischen Kirche in der Nähe, „in der Heiligenbildchen mit recht primitiven Texten verteilt werden wie eh und je“. Er entließ mich schließlich nach außen hin freundlich, aber doch spürbar enttäuscht. Nach Wien zurückgekehrt, besuchte ich den bekannten Pastoralmediziner Prof. Niedermayer, mit dem mich in späteren Jahren eine tiefe Freundschaft verbinden sollte. Er erklärte mir die Entrüstung des Dekans, von der ich ihm erzählte, so einleuchtend, daß ich erleichtert war. Es war meine Unwissenheit in kirchenrechtlichen Fragen gewesen, die mich unsicher gemacht hatte; zugleich aber erkannte ich damals, wieviel ich noch zu lernen hatte, um auf Angriffe solcher Art – und diese waren gewiß plump genug – antworten zu können. So jedenfalls war es damals mit der Ökumene bestellt.

## 10. DER TRAUM IN DER FRANZISKUS-NACHT

Seit meinem Übertritt zur katholischen Kirche waren inzwischen drei Monate verflossen. Nach den Gesprächen mit meinem Chef und den kurzen Besuchen in meiner württembergischen Heimat nahm ich die berufliche Tätigkeit in Wien wieder auf. Das Vertrauen, das mir der Generaldirektor ausgesprochen hatte, und die neu gefestigte Hoffnung auf Gottes Hilfe ließen mich die schwierige Situation mit neuer Kraft angehen. Schwierig war meine berufliche Lage in Wien aus zwei Gründen geworden. Einmal deshalb, weil die Aktivität der Nationalsozialisten mehr und mehr zunahm und eine Annexion Österreichs immer bedrohlicher in den Bereich des Möglichen rückte. Zum anderen, weil ich noch vor meiner Konversion der Zentrale in Heidenheim vorgeschlagen hatte, dem Wiener Betrieb eine Bleicherei anzugliedern. Diesem Vorschlag war nach monatelangen Überlegungen und Beratungen stattgegeben worden, und ich wurde mit der Durchführung dieser Erweiterung beauftragt. Gerne hätte ich eine zusätzliche Belastung jetzt vermieden; da der Vorschlag jedoch von mir selbst ausgegangen war, konnte ich ihn, nachdem in der Zentrale positiv entschieden worden war, nicht zurückziehen, ohne meine Geltung zu gefährden. Aber sehr bald, nämlich in der Nacht vom 4. auf den 5. Oktober, geschah etwas Außergewöhnliches, das meine Konversion gleichsam bestätigte und meine ganze Einstellung zu Leben und Beruf nochmals tiefgreifend veränderte. Es war ein Erlebnis jener Art, auf das mir die Worte von C. S. Lewis zutreffen scheinen, die ich viele Jahre später gelesen habe: „*Ein unversöhnlicher Gott: schön und gut! Ein Gott des Wahren, Schönen und Guten hinter der eigenen Stirn: das ist noch besser! Eine gestaltlose Lebenskraft, aus der wir schöpfen können: das ist von allem das Beste! Aber Gott selber, der Lebendige, der am anderen Ende der Schnur zieht, der vielleicht mit ungeheurer Schnelligkeit auf uns zukommt, der Jäger, der König, der Bräutigam – das ist etwas ganz und gar anderes!*“

Ehe ich von diesem neuen Erlebnis berichte, muß ich knapp umreißen, wie mein Glaubensleben damals beschaffen war. Der Unterricht bei Prof. Pfliegler war kurz gewesen. Tief und fest gegründet war mein Glaube an die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche, aber es war mir unmöglich gewesen, das gesamte Depositum Fidei innerhalb dieser kurzen Zeit kennenzulernen. Noch weniger war mir die ganze Fülle des katholischen Gebetslebens aufgegangen, die Tiefe und Schönheit der Liturgie der Kirche, der ich nun angehörte. Kurz, ich hatte zwar das entscheidende Tor durchschritten, aber ich brauchte nun dringend eine Führung in den unübersehbaren Weiten, die vor meinem geistigen Auge lagen. In dieser Situation, also vor der Wiederaufnahme meiner beruflichen Arbeit und angesichts der erschütternden politischen Veränderungen, die unmittelbar bevorstanden, geschah nun wieder das ganz Unerwartete.

Es war das Fest des hl. Franziskus von Assisi. Ich hatte an jenem Abend noch sehr innig den hl. Franz angerufen, der für mich der erste Heilige war, von dem ich mir ein gewisses Bild machen konnte und den ich besonders liebte. Wie gewöhnlich war ich etwa um 22 Uhr schlafen gegangen, als ich plötzlich mitten in der Nacht – es war gegen 2 Uhr – durch ein Traumbild erwachte, das sich von jedem bis dahin gehabt Traum durch seine ungeheure Intensität unterschied und das in einer mir heute noch unbegreiflichen Weise in das Wachsein gewissermaßen hinüberreichte.

Was ich sah, war ein Bild von großer Wucht und Eindringlichkeit: Meine Seele befand sich zwischen dicken Mauern wie in einem Kerker. In diesem Kerker gab es zwar Fenster, die den Blick nach draußen freigaben; aber diese Öffnungen waren mit dicken Eisenstäben versperrt, welche ein Entweichen ebenso verhinderten, wie es so offensichtlich die Steinquader der Mauern taten. Durch die Gitter sah man jedoch hinaus in eine Freiheit, welche die Seele als ihre Heimat erkannte und tief ersehnte.

te. Das Erschreckende und Hoffnungslose der Situation war das tiefe Verlangen der Seele nach „hinaus“ und zugleich ihre Einsicht in die Aussichtslosigkeit dieses Verlangens angesichts der unüberwindlichen Mauern und Gitterstäbe. Trotz aller Sehnsucht, aus dem Kerker zu entkommen, gab es also augenscheinlich nicht die geringste Möglichkeit dazu. Die Erkenntnis dieses Zustands erfolgte in einem einzigen Augenblick, und sie war ebenso tief wie furchterregend und ist mit Worten nur mangelhaft zu beschreiben.

Verzweifelt und voller Schrecken über diesen dumpfen Ort der Hoffnungslosigkeit preßte ich mein Gesicht an die Eisenstäbe, durch die das Licht von draußen hereinflie: Dort war jener beglückende geistige Raum, die beseligende Freiheit, das Element, in dem allein die Seele leben konnte, der Ort, der ihrem Wesen gemäß war.

Wie lange ich mich in diesem Kerker gefangen erlebte, ist unmöglich zu sagen. Es schien mir, als hätte ich die ganze Situation blitzartig, jedoch erschütternder, als man sonst einen Traum erlebt, wahrgenommen. Dennoch gab es, wie mir vorkam, eine zeitliche Abfolge innerhalb dieses Erlebnisses. Denn als ich mich hoffnungslos von den schrecklichen Eisenstäben in den Raum des Gefängnisses zurückwandte, fiel mein Blick nach oben, an die Decke des Raumes, in dem ich mich befand. Erst mit ungläubigem Erstaunen, aber dann mit zunehmender Gewißheit und immer tieferem Entzücken gewahrte ich oben eine Öffnung, die durch kein Gitter verschlossen war, sondern den Ausgang in jene Freiheit ermöglichte, nach der sich jede menschliche Seele sehnen mußte. Diese wahre und einzige Öffnung war Christus. Ich sah keine Gestalt, ich hörte keine Worte, aber ich begriff mit unsagbarer Eindringlichkeit den Sachverhalt, den Ausweg aus der Hoffnungslosigkeit, die diskussionslose Wahrheit der Worte: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“ Wie mir das geschah, weiß ich nicht. Aber aus der Logik der Situation, in der ich mich befand, erkannte

ich die Befreiung durch Christus – und nur durch Ihn – als einzige Lösung. Ein Zweifel war ausgeschlossen. Mit anderen Worten: das, was ich schon im Credo der heiligen Kirche gläubig bejaht hatte, prägte sich jetzt meiner Seele in einer außerordentlichen Weise ein, tiefer als es eine natürliche Erkenntnis bewirken hätte können.

Der Traum ging in Erwachen über. Ich erschrak zutiefst, begann zu zittern und sprang aus dem Bett, fiel auf die Knie und begann zu beten, wie ich, schien mir, noch nie gebetet hatte. Während ich so – ganz wach und bei vollem Bewußtsein – auf den Knien lag, wurde mir, aber nun wieder mit meinen eigenen Seelenkräften, geradezu überdeutlich, was man die metaphysische Situation des Menschen nennt. Die Ur-Realität Gottes durchdrang gewissermaßen meine ganze Seele. Ich erkannte mit einer nicht wiederzugebenden Klarheit, daß Gott der absolute, uneingeschränkte Herr und Gebieter des Universums ist und daß alles, was das Alte und das Neue Testament über Ihn aussagen, vollständig der Wahrheit entspricht. Alles Geschaffene ist, an Ihm gemessen, gleichsam ein Nichts. Überdeutlich stand mir vor Augen, was ich später in der Formulierung des hl. Thomas bestätigt fand: „Wenn Gott ein Wesen in das Nichts zurückführte, so geschähe das nicht durch ein Wirken, sondern dadurch, daß Er aufhörte zu wirken.“ Man kann die Wahrheit einer solchen These theoretisch erkennen oder existentiell erfassen. Solange man sie nur theoretisch zur Kenntnis nimmt, hat man noch in keiner Weise erlebt, welche ungeheure Realität sie aussagt. Und noch eines durchdrang mich bis ins Innerste: daß Gott ein personaler Gott ist, *die* absolute Person und deshalb der *lebendige* Gott. Alles, was ich jemals über Ihn gehört oder in der Bibel gelesen hatte, bekam jetzt in mir eine Lebendigkeit wie nie zuvor, und ebenso wurde mir auch bewußt, wie verschieden tief Glaubensinhalte geglaubt werden können.

Vernichtet und weggewischt waren alle Aussagen der Theologen über Gott, die ich während der Zeit meines Suchens gele-

sen hatte. Vor meiner Seele stand allein und übermächtig der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, der von allen Geschöpfen völlig unabhängige, souveräne Schöpfergott – der Allmächtige im Vollsinn des Wortes. Vor mein geistiges Auge trat genau jener Mittelpunkt des Universums, den ich in der Narkose geschaut hatte, nur jetzt nicht mehr als das unermeßliche geistige Licht, sondern – wenn ich wagen darf, es so zu sagen – die Personalität Gottes.

Der Eindruck war derart überwältigend gewesen, daß ich zitternd und bebend auf den Knien lag. Die Gedanken in meinem Kopf jagten einander und kreisten immer um die beunruhigende Frage, was Gott mit diesem neuerlichen Anruf von mir wolle, nachdem ich doch meinte, Seiner Einladung gefolgt zu sein, indem ich in Seine Kirche eingetreten war. Im Gegensatz zum seinerzeitigen Erlebnis in der Narkose konnte ich ja diesmal keinen Augenblick im Zweifel sein, daß es Gott war, der mich berührt hatte, nicht irgendeine Erscheinung, die von mir auch anders gedeutet werden hätte können. In meiner Angst rief ich nach Frau Waldeck. Sie kam auch und war bestürzt über den Zustand, in dem sie mich vorfand und den ich ihr in keiner Weise zu erklären vermochte. Sie versuchte, mich mit dem Hinweis zu trösten, ich sei beruflich überlastet. Das konnte mir freilich nicht helfen. Allein die Gegenwart eines befreundeten, mir wohlgesinnten Menschen war schon ein gewisser Trost und eine Beruhigung. Meine Worte „furchtbar“ und „entsetzlich“ waren dieselben, die ich auch damals nach der Narkose gebraucht hatte, und sie mußten Frau Waldeck begreiflicherweise tief beunruhigen und auf den Gedanken bringen, ich hätte wohl etwas Schlimmes erlebt. Dabei waren sie, für den Außenstehenden freilich nicht erkennbar, diesmal anders gemeint. Sie bezogen sich auf den Zustand der Welt, der sündigen Welt, waren aber zugleich mit der beglückenden Gewißheit verbunden, daß Jesus Christus den „Kerker“ unserer gefallenen Natur wahrhaftig geöffnet und die Erlösung der gesamten Menschheit

durch seinen freiwilligen Tod am Kreuz erwirkt hat. Wer könnte die Lehren des Alten und Neuen Testaments als volle Realität begreifen und nicht angesichts der Lage der heutigen Menschheit in die Worte „furchtbar“, „entsetzlich“ ausbrechen?

Schließlich beruhigte ich mich so weit, daß ich Frau Waldeck für ihren Beistand dankte und sie bat, sich wieder schlafen zu legen. Auch ich versuchte, noch etwas zu schlafen, was mir aber nicht gelang, so daß ich bis zum frühen Morgen – es mag gegen fünf Uhr gewesen sein – wach blieb und betete.

Bis zu jener Zeit hatte ich, wie schon berichtet, noch eine besondere Scheu, mit jemandem über religiöse Dinge zu sprechen. Aber nun empfand ich das starke Bedürfnis, das von keiner Hemmung mehr zurückgehalten werden konnte, mich so rasch wie möglich mit einem Menschen auszusprechen, der mir in dieser Situation raten oder mich wenigstens verstehen konnte. Ich entschloß mich, meinen Freund, den Maler Kern, in der Inneren Stadt aufzusuchen. Denn er, der zu meiner Konversion so viel beigetragen hatte, stand mir doch am nächsten, und von ihm erhoffte ich mir am ehesten einen Rat, was ich denn nun anfangen sollte.

Ich fuhr also gegen 6 Uhr früh zu ihm und läutete an der Glocke seines Ateliers, das hoch oben unter dem Dach gelegen war. Niemand meldete sich, so daß ich enttäuscht die vielen Treppen wieder hinabstieg. Ich beschloß, eine Frühmesse im Stephansdom zu besuchen, weil ich hoffte, ihn vielleicht dort anzutreffen. Leider wurde ich enttäuscht. So nahm ich allein an dieser Frühmesse teil und kommunizierte, noch immer tief beunruhigt von dem merkwürdigen Traum. Dann versuchte ich es wieder in Kerns Atelier, aber wieder war er nicht da. Ich ging zurück zum Dom, betete wieder am Sakramentsaltar und versuchte es anschließend zum drittenmal. Jetzt öffnete Kern die Tür, erstaunt, daß ich so früh zu ihm kam. Obwohl ich versuchte,

meine Erregung zu verbergen, merkte er doch, daß ich etwas Ungewöhnliches erlebt haben mußte, und drang in mich, ihm alles zu berichten. Das tat ich auch, aber im Erzählen kam mir das Ganze wieder so lebhaft ins Bewußtsein, daß ich nur bruchstückhaft reden konnte, woraus Kern immer deutlicher ersehen konnte, daß etwas nicht Alltägliches geschehen war. Deshalb machte er mir spontan den Vorschlag, wir sollten seinen Freund Dietrich von Hildebrand aufsuchen, der nicht weit entfernt in der Habsburgergasse wohnte und den ich einmal bei Frau Waldeck kennengelernt hatte. Damals – Monate vor meiner Konversion – hatte Hildebrand einen großen Eindruck auf mich gemacht. Es war bei dieser rein konventionellen Begegnung, wenn ich mich recht erinnere, nicht über Religion gesprochen worden; aber seine hohe Geistigkeit, seine umfassende Bildung und seine tiefe Menschlichkeit, verbunden mit blendendem Humor, hatten mein Herz sogleich gewonnen. – Wir gingen also zu Fuß in die Habsburgergasse, und Kern zerstreute während des Weges alle meine Bedenken, zu so früher Stunde bei einem vielbeschäftigten Universitätsprofessor vorzusprechen, dem ich doch nur einmal flüchtig begegnet war. Kern hingegen war schon viele Jahre lang so eng mit Hildebrand befreundet, daß er den Überfall wagen konnte, und so läuteten wir kurz darauf an der Wohnungstür des Professors. Wir wurden auf das freundlichste empfangen, und nachdem Kern kurz mitgeteilt hatte, worum es sich handle, nahm Hildebrand mich mit in sein Arbeitszimmer, damit ich mich mit ihm allein aussprechen könne.

## 11. EINBRUCH DER GNADE – HILDEBRAND

Für mich war die Lage außergewöhnlich, fast peinlich: Ich saß einem mir noch fremden Mann gegenüber, dem ich nun mein Erlebnis erzählen sollte, obwohl ich mich nicht erinnern konnte, mich jemals, selbst meinem Jugendfreund Knapp gegenüber, in solcher Weise eröffnet zu haben. Es muß wohl die Wucht des Erlebten gewesen sein, welche die Scheu von mir abfallen ließ; aber auch etwas anderes, das ich schon nach meinen ersten Worten an Hildebrand intuitiv erfaßte: eine reiche, weite und gütige Seele, die sich mir auftat. Nur so konnte das Unglaubliche geschehen, daß ich nach wenigen konventionellen Sätzen in seinen Armen lag, schließlich vor ihm kniete und ihm schluchzend von meiner Konversion und dem Erlebnis danach erzählte. Es war keine Erzählung im üblichen Sinne, das Geschaute brach vielmehr elementar aus mir heraus. Ich sprach wie in einem Rausch, verlor gänzlich die Kontrolle über mich und auch völlig den Sinn für Raum und Zeit. Je mehr sich mein Zustand jenem in der Nacht erlebten wieder näherte, desto deutlicher nahm ich wahr, daß Hildebrand inständig, jedoch wortlos betete. Ich „sah“, wie seine Worte zum Himmel emporstiegen und „sah“ in gleicher Weise, wie eine geheimnisvolle Kraft bzw. Hilfe von oben herabkam. Mit anderen Worten, ich nahm den Kontakt seiner Seele mit „oben“ wahr, nahm wahr, daß wir nicht allein, sondern beide eingeschlossen waren in eine höhere Wirklichkeit. Monate später erst, als mir Hildebrand seine eigenen Eindrücke von meinem unerwarteten Besuch erzählte, erfuhr ich von ihm, daß er sich, besonders zu Beginn der Begegnung, zunächst keinen anderen Rat wußte, als Gott innigst um Hilfe anzuflehen.

Dieses Bewußtsein des völligen Geborgenseins, nicht nur bei einem Menschen, sondern durch diesen Menschen auch bei Gott, knüpfte so hilfreich an das im Traum Erlebte an, daß ich meinen ohnehin nur mehr schwachen Widerstand ganz aufgab,

die Besinnung vollends verlor und alles, was ich in der Nacht geschaut hatte, wieder mit ganzer Intensität vor meinem inneren Auge stand. Das letzte, was ich bewußt hörte, waren die Worte Hildebrands: „Denken Sie nicht an das Furchtbare des Erlebten, sondern denken Sie an Christus, der uns liebt!“ Dann fiel ich wie in einen Abgrund und nahm von meiner Umgebung und meiner – menschlich gesehen – unerhörten Situation nichts mehr wahr.

Was nun folgte, hat in meiner Erinnerung nur kurz gedauert, höchstens eine Viertelstunde, wie ich meinte. Später erfuhr ich von Kern und auch von Hildebrand selbst, daß es volle zwei Stunden waren. Während dieser ganzen Zeit war ich „außer mir“, das heißt: Ich nahm die äußere Situation nur teilweise, wie durch einen Nebel, wahr, weil ich, ähnlich wie in der Nacht, mit ungeheurer Heftigkeit eine Reihe religiöser Wahrheiten „sah“. Was ich da innerlich schaute, stieß ich in größter Erregung hervor: Ich sah, daß die römisch-katholische Kirche in voller Wirklichkeit die wahre, von Christus gemeinte bzw. gewollte Kirche Gottes ist. Alles das, was ich bereits von ihr geglaubt und durch meine Konversion bekräftigt hatte, erschien wie ein Schatten gegenüber dieser neuen Gewißheit und blendenden Klarheit. Ich muß viele Worte gebrauchen, um auszudrücken, was sich mir in einem einzigen Augenblick offenbarte: Christus selbst ist das Haupt, die Seele der Kirche, und die Kirche ist deshalb ihrem innersten Wesen nach das Licht, das in der Finsternis leuchtet. Sie ist die makellose, unsagbar herrliche Braut Christi. Jede Seele wird diese Wahrheit in der Ewigkeit schauen, die eine zu ihrem Schrecken, die andere zur tiefen Beglückung. Was die Kirche authentisch über sich selbst aussagt, ist göttliche Wahrheit, die in diesem Leben freilich nur im Glauben bejaht und bloß mit armseligen Worten formuliert werden kann, die aber in der jenseitigen vollkommenen Wirklichkeit und Anschauung in herrlichem Glanz erscheinen wird. Meine Sinne waren wie gefesselt. Ich glaube nicht, daß ich tat-

sächlich ganz bewußtlos war; vielmehr war die Wucht der Gesichte so gewaltig, daß die Umwelt für mich förmlich versank. Ähnlich wie ja auch auf der natürlichen Ebene ein Erlebnis uns so in seinen Bann ziehen kann, daß wir alles andere darüber vergessen, solange die Konzentration auf das Erlebte andauert, ging es mir damals bei Hildebrand. Was ich aber innerlich so intensiv sah, versuchte ich in Worten auszudrücken. Freilich mit Worten, die alle bei weitem nicht heranreichten an die Wirklichkeit des Geschauten. Mit Worten außerdem, die in großer Erregung hervorgestoßen wurden, immer wieder unterbrochen von Tränen und Schluchzen.

Ich will hier meine eigenen Erinnerungen unterbrechen und berichten, wie mir später Prof. Hildebrand meinen Zustand geschildert hat. Er war, wie er sagte, beunruhigt, daß ich sichtlich mehr und mehr in Erregung geriet und dabei die fundamentalsten katholischen Wahrheiten über Gott, Christus und die heilige römische katholische Kirche hervorstieß; daß ich nichts sagte, was der katholischen Glaubenslehre in irgendeinem Punkt widersprochen hätte, und daß er immer wieder staunte, weil er ja von meinem Freund Kern wußte, daß ich erst seit drei Monaten Katholik und bei Prof. Pfliegler nur kurze Zeit unterrichtet worden war. Im Verlauf der zwei Stunden versuchte er des öfteren, mich zu unterbrechen. Aber ich konnte nicht aufstehen, und wenn man mich aufrichtete, hatte ich nicht die Kraft, mich auf den Beinen zu halten. Mehrmals machte ich auf Hildebrand einen geradezu verwirrten Eindruck. Als ich, wieder bei vollem Bewußtsein, seine Schilderungen hörte, war mir klar, daß dieser Eindruck immer dann entstanden sein mußte, wenn ich meinen außergewöhnlichen Zustand halb wahrnahm und meinen Willen anstregte, wieder ganz zu mir zu kommen. Dieses Bemühen war aber immer wieder vergeblich. Während ich so meinen Willen – umsonst – einsetzte, war ich nicht mehr ganz „drüben“, aber auch nicht wieder ganz „in der Welt“. Ich war wie geteilt und verlor die Orientierung dort wie hier. Was

ich jedoch dazwischen sagte, war in bezug auf die jenseitige Welt „ganz richtig“ – diesen Ausdruck gebrauchte Hildebrand später immer wieder –, so daß er die Befürchtung, ich würde zunehmend verwirrter, bald aufgab.

Genausowenig wie damals, unmittelbar nach dem Besuch bei Hildebrand, könnte ich heute nach so vielen Jahren wörtlich wiedergeben, was ich in diesen Stunden alles gesagt, welche Worte ich dabei gebraucht habe. Was ich aber aus eigener Erinnerung weiß und woran ich mich so erinnere, als hätte ich das alles gestern erlebt, ist dies, daß sich die Glaubenswahrheiten der Kirche meiner Seele in einer Weise einprägten, daß sich in meinem Inneren eine Änderung vollzog, die ich nie begriffen habe und die mir noch heute ein Rätsel der Gnade ist. Ein Rätsel der Gnade, das mir umso unbegreiflicher dünkte, als ich ja der heiligen Kirche aus voller Überzeugung beigetreten war, alle Glaubenswahrheiten schon bejaht hatte und dieser formell vollzogene Übertritt mit all seinen Konsequenzen erst drei Monate zurücklag.

Die gewisseste Gewißheit, die sich meiner Seele damals wie ein Siegel einprägte, war das Mysterium der *Una Sancta Catholica*, der römisch-katholischen Kirche als der wahren Kirche Christi: gerade jene Glaubenswahrheit also, die im *Großinquisitor* von Dostojewskij so radikal geleugnet wird. Der nachhaltige Eindruck dieser kurzen, genialen Erzählung, in der gleichsam alle antikatholischen Affekte meiner Jugend versammelt waren, hatte mich nach meinem ersten Erlebnis in der Narkose daran gehindert, die Wahrheit bei der katholischen Kirche zu suchen. Mochte ich dann durch die Konversion meinen Glauben an die römisch-katholische Kirche auch bereits bekräftigt haben: Durch alles, was ich jetzt erlebte, war mir, als seien meine Augen hinsichtlich dieser Glaubenseinsicht bis dahin noch nicht geöffnet gewesen. In einem so strahlenden Licht sah ich von nun an die Kirche.

Alles an und in dieser Kirche ist „Geist und Leben“, es gibt tote Glieder, die nur scheinbar zu ihr gehören, in Wirklichkeit aber „draußen“ sind, und „draußen“ gibt es lebendige Glieder, die zur Kirche gehören und in Wahrheit „drinnen“ sind. Dennoch gilt: „Außerhalb der Kirche ist kein Heil.“ All das, was die Kirche darüber lehrt, ist wahr, und jeder Mensch, der die Wahrheit rückhaltlos und in vollem Ernst sucht, wird sie finden. Er wird erleben, wie tief heilsnotwendig die Zugehörigkeit zur Kirche für den Menschen ist, wie Gott selbst aber frei und unabhängig über jede Seele verfügt.

Was mich jedoch aufs äußerste erregte und in Tränen ausbrechen ließ, war der Blick auf meinen eigenen Zustand und den so vieler Menschen – zahlreich wie der Sand am Meer –, welche diese geoffenbarte Wahrheit nicht ernst nehmen, nicht aus vollem Herzen suchen und daher schuldhaft nicht finden. Zahlreich sind auch jene, die das Glück haben, katholisch getauft und erzogen zu sein, die „Perle“ also in Händen halten, sie dann aber achtlos fallen lassen und verlieren! Alles, was ich vor meiner Konversion über die *Una Sancta* gelesen hatte, war also durchaus wahr, aber doch wie ein Schatten, gemessen an ihrer überirdischen, blendenden Schönheit, wenn sie dereinst wahrhaftig triumphierende Kirche sein wird, sichtbar für jede Geistseele. Man müßte tausend Worte finden, um das Phänomen der Kirche Christi zu beschreiben, obwohl wir sie im Jenseits mit einem einzigen Blick in voller Realität erfassen werden, überwältigt von der Weisheit und Güte Gottes. Ja, sie ist wirklich die unsagbar Herrliche, wie es unzählige Heilige formuliert haben! Das mag in Hinblick auf das „Unkraut“ im Weizenfeld Gottes (Mt 13, 24), d. h. also angesichts des Allzumenschlichen und Sündigen in der Kirche, exaltiert klingen, aber jede Seele wird, sobald sie von der Zeitlichkeit in die Ewigkeit übergegangen ist, erkennen, daß diese Worte noch nüchtern sind, gemessen daran, was diese Kirche zwar geheimnisvoll und verborgen, aber doch wirklich ist.

Was ich in den Stunden bei Hildebrand bzw. schon in der Nacht zuvor schaute, war von solcher Dichte, daß es sich nur ausdrücken läßt, wenn man es gleichsam auseinanderfaltet. In meinem Traum hatte ich auch überdeutlich gesehen, wie furchtbar es ist, „in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen“ (vgl. Hebr 10, 31). Jahre später fühlte ich mich durch John Henry Newman, den großen Konvertiten, bestätigt, wenn ich bei ihm las: „*Mein großer Gott, . . . Du kennst mich durch und durch. Dein Blick umfaßt meine ganze Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft als ein Ganzes. Du siehst alle leisesten und flüchtigsten Regungen meines Denkens, die mir selbst entgehen. Vor dir liegt jede Handlung offen, ob sie geschehen oder nur gedacht ist. Du kennst ihren Ursprung, ihre Entfaltung und ihre Folgen . . . Wie furchtbar ist der Gedanke, einst meinem Richter gegenüberzustehen!*“\*

Für jede Seele gilt, daß sie – ganz allein, solus cum solo – im Tod Gott gegenübersteht. Dann wird jede auch erkennen, welche Bedeutung der römisch-katholischen Kirche nach dem Willen Gottes für die Welt und für jeden einzelnen zukommt. Immer wieder ist es in den Schriften zu lesen, durch die Aussagen von Heiligen und Gläubigen vielfach bestätigt worden: Im Letzten Gericht gibt es keine Anklage mehr gegen den allmächtigen, den absolut souveränen Gott, gegen den Geist, der das Universum ins Leben rief und am Leben erhält. Alle Kreatur muß vor seinem Anblick verstummen, wenn sie mit einem Nein zur gehörten Offenbarung vor den gewaltigen Gott tritt. Gemessen an dieser Einsicht erschien mir der täglich erlebte, schuldhaft Un Glaube so vieler Menschen doppelt furchtbar.

Jahrzehnte später las ich die Thesen, die der heilige Thomas von Aquin darüber aufgestellt hat. Ich wünschte sehnsüchtig,

\* John Henry Newman, *Summe christlichen Denkens, Auswahl und Einleitung von Walter Lipgens, Taschenbuch der Herder-Bücherei, ohne Erscheinungsjahr, S. 172 f.*

daß viele, daß alle Ungläubigen oder Halbgläubigen diese tiefen Einsichten des „heiligsten Gelehrten und des gelehrtesten Heiligen“ ernstlich überdenken möchten. So sagt Thomas beispielsweise, den Glauben zu haben, liege nicht in der menschlichen Natur. Wohl aber liege es an ihr, daß der Sinn des Menschen dem innersten Antrieb und der von außen kommenden Verkündigung der Wahrheit sich nicht widersetze. So betrachtet ist also nach Thomas der Unglaube wider die Natur und daher offenbar die Sünde des Unglaubens größer als alle Sünden der Verkehrtheit der Sitten. Hildebrand erzählte mir später, ich hätte immer wieder unter Tränen gerufen: „Es ist wirklich, wirklich, wirklich! Oh Gott, die vielen Menschen, die es sehen, all die Menschen, die es nicht ahnen, die ahnungslos, leichtsinnig dahinleben – furchtbar, furchtbar!“

In diesen Stunden ging eine Erschütterung durch meine Seele, die kaum zu beschreiben ist. Hildebrand war begreiflicherweise ratlos, was zu tun sei, zumal die Zeit inzwischen so vorgerückt war, daß er dringend zu seiner Vorlesung an die Universität mußte. Er beriet sich also mit Kern, und die beiden kamen zu dem Entschluß, daß Kern mit mir nach Salzburg fahren sollte, um dort Professor Pater Mager zu konsultieren. Dieser war damals der weithin anerkannte Fachtheologe für Mystik, zudem mit Hildebrand befreundet, und so hoffte man, von ihm am ehesten zu erfahren, was mir widerfahren sei und wozu er raten würde.

Aber nun kam die Schwierigkeit, mich aus meinem Zustand zu „erwecken“ und für den Plan zu gewinnen. Weder Kern noch ich selbst waren auf die Möglichkeit einer Reise vorbereitet. Ich hörte später, ich hätte zunächst absolut nicht verstanden, was man von mir wollte, und den Gedanken an eine Reise nach Salzburg weit von mir gewiesen. Schließlich folgte ich aber doch widerstrebend und immer noch benommen Kern auf die Straße hinunter. Dort wurde ich offenbar immer wacher, nahm meine

Umwelt wieder bewußter auf und fragte mehrmals, was Kern denn von mir wolle, und warum und wohin wir hier miteinander auf der Straße gingen. Anfangs versuchte Kern, mir klar zu machen, wir seien im Begriffe, nach Salzburg zu fahren; aber damit hatte er keinen Erfolg. Ich blieb sofort stehen und erklärte rundweg, daß ich nichts in Salzburg zu tun hätte und gar nicht dorthin wolle; kurz, ich war noch gar nicht fähig, den Zusammenhang des Reisevorhabens mit dem Erlebten zu erfassen. Da kam Kern auf den Gedanken, mir zu sagen: „Christus will es!“ Daraufhin antwortete ich sofort: „Ja, ja, das will ich auch“, und zu Kerns Erstaunen ging ich sogleich mit ihm weiter in Richtung Westbahnhof. Ich weiß nicht mehr, warum Kern nicht ein Taxi rief oder mit mir in eine Straßenbahn stieg. Jedenfalls gingen wir zu Fuß, und wer die Strecke vom Ersten Bezirk zum Westbahnhof kennt, weiß, daß das einen Fußmarsch von mindestens einer halben Stunde bedeutet. Aber die Zauberformel „Christus will es“ wirkte immer nur für einige Minuten. Dann hielt ich wieder an, fand es sonderbar, zum Westbahnhof gehen zu sollen, und schickte mich an, umzukehren. Sobald Kern seine Erklärung, daß Christus es so wolle, wiederholte, ging ich bereitwillig weiter, sehr zu seiner Erleichterung, denn er dachte in der Zwischenzeit mehrmals daran, die seltsame Expedition als undurchführbar aufzugeben. Ich erzähle das nur, weil ich selber später begriffen habe, daß ich auf dem ganzen Weg zur Bahn noch keineswegs „aufgewacht“ bzw. noch immer nicht bei klarem Bewußtsein war. Kurz vor dem Westbahnhof passierte noch etwas für meinen Freund Kern sehr Aufregendes: Wir waren bis zum Gürtel gekommen und hatten nur noch diese letzte Fahrbahn zu überqueren, auf der starker Autoverkehr herrschte. Ohne auf diesen auch nur im geringsten zu achten, lief ich auf die Straße. Ich hörte Bremsen kreischen und Fahrer schimpfen, ging aber ruhig weiter. In dem geschilderten Zustand, in dem ich mich mit kurzen Unterbrechungen noch immer befand, „sah“ ich deutlich, daß ich „von oben“ beschützt war und daß mir nichts passieren konnte. Ich „sah“, daß

die Autolenker zwar als Letztursache handelten, d. h. lenkten und bremsten, daß sie jedoch von einer höheren Macht abhängen, von der ich mich in diesem Augenblick beschirmt wußte. Erschrocken kam Kern nach und war sichtlich befreit, als wir endlich am Ziel unserer Fußwanderung angelangt waren. Nun standen wir also in der großen, belebten Halle des Westbahnhofes, und mein Freund hatte nur noch die Aufgabe, die Fahrkarten nach Salzburg zu lösen. Er bat mich daher, an derselben Stelle, wo wir gerade standen, auf ihn zu warten; er wolle sich bei einem Schalter anstellen und gleich wieder zu mir zurückkommen. Aber als er dann kam, fand er mich nicht mehr so vor, wie er mich verlassen hatte.

Ich sagte schon, daß ich aus meinem seltsamen Zustand noch immer nicht voll erwacht war. Zwar hatte ich die Umwelt während des Marsches aus der Innenstadt zum Westbahnhof wieder teilweise wahrgenommen. Aber das Nebelhafte dieser Wahrnehmung war offenbar der Grund, warum ich mehrmals anhielt und erstaunt nach dem Grund unseres Hierseins fragte. Deshalb hatte ich ja auch alle Erklärungen meines Freundes, mit denen er mir unsere Reiseabsichten zuerst begrifflich zu machen versuchte, gar nicht begriffen, sondern nur seine beschwörende Formel, die mich aber zugleich immer wieder in den schon Stunden dauernden Zustand zurückversetzte. So geschah es nun, daß ich, während Kern am Schalter in einer Menschenschlange um die Karten anstand, erneut in jene merkwürdige Verfassung wie bei Prof. Hildebrand zurückfiel; ja sie erreichte jetzt sogar ihren Höhepunkt. Ich sah plötzlich vor mir ein helles, unbeschreibbares, geistiges Licht von großer Intensität und übernatürlicher Schönheit, so daß mich – obwohl ich mir dunkel der Leute um mich herum bewußt war – alle Kräfte verließen und ich, von tiefer Beglückung überwältigt, in die Knie sank. Das mußte bei den Menschen in der Halle den Eindruck erwecken, ich sei bewußtlos geworden, denn ich hörte nur noch wie aus weiter Ferne das Geräusch vieler aufgeregter

Stimmen, darunter den Satz: „Was hat er?“ Zugleich wurde ich aufgehoben und auf die Füße gestellt, aber man mußte mich stützen, denn ich sank sogleich wieder nieder. Ganz deutlich ist mir dabei ein körperlicher, sonst nie erlebter Zustand in Erinnerung geblieben: Es drehte mir beide Arme nach außen, und ich spürte mein Blut durch die Adern pulsieren, als wäre es siedend, perlend. Inzwischen hatte mein Freund den kleinen Auf-  
lauf bemerkt. Er stürzte herbei, gab irgendwelche Erklärungen an die Leute ab, die mich noch immer aufrechterhalten mußten, und brachte mich schließlich zu einer Bank. Nun spürte ich endlich, daß ich ganz wach wurde. Das Entzücken dieser seligen Minuten noch im Leib, bemerkte ich, daß mir wieder alle Kräfte zur Verfügung standen, und zum Erstaunen meines Freundes erhob ich mich ohne Hilfe und drängte auf den Bahnsteig zum Zug, der dort schon mit dampfender Lokomotive abfahrbereit stand. Kern fand ein leeres Abteil, und ich konnte mich, jetzt auf einmal nicht mehr schwach, sondern nur müde, auf eine Bank legen. Mein Freund, der über den Zwischenfall in der Halle natürlich zutiefst erschrocken war, durfte endlich ganz aufatmen, als wir uns sicher und allein in einem Abteil befanden und er merkte, daß ich unerwarteterweise wieder ganz bei mir war und er normal mit mir sprechen konnte. Jetzt verstand ich auch sofort den Zweck unserer überstürzten Reise, war mit allem einverstanden, ja ich war tief dankbar, daß Kern mir in dieser selbstlosen Weise beigestanden hatte.

Auf der damals noch über vier Stunden dauernden Fahrt schlief ich viel, war aber dazwischen wach und erlebte, offenbar als Nachwirkung der Erscheinung in der Schalterhalle, einen tiefen Frieden, ein nie empfundenes Gefühl schwerelosen Glücks, das noch lange anhielt. Nach den früheren Erlebnissen, die sich immer nur mit Ausdrücken wie „schrecklich“, „entsetzlich“ adäquat wiedergeben ließen, hatte ich nun die andere Seite erfahren: die unsagbare Beglückung durch Christus. Damals prägte sich mir der Doppelaspekt der menschlichen Existenz

unauslöschlich ein: einerseits der Höllenaspekt der gefallen Welt, den jeder denkende Mensch angesichts all des Entsetzlichen erlebt, das sich tagtäglich ereignet; andererseits der himmlische Aspekt, der sich uns ebenso täglich darbietet in der Schönheit der Schöpfung oder in der Kunst und der im Kanon der heiligen Messe ausgedrückt ist mit den Worten: „Himmel und Erde sind erfüllt von deiner Herrlichkeit.“ Mein treuer Begleiter war überglücklich, daß unsere Expedition nach Salzburg nun zweifellos keinerlei Risiko mehr in sich barg. Zwar waren wir beide ohne Gepäck, sogar ohne Mäntel und das Notwendigste zum Übernachten, aber das kümmerte uns gar nicht. Wir ruhten beide aus und unterhielten uns über das gemeinsam Erlebte. Wir verstanden einander nun inniger als je zuvor.

In Salzburg nahmen wir im Hotel Stein am Platzl ein Zimmer und suchten gleich eine Verbindung mit dem erwähnten Pater Alois Mager herzustellen, einem Mönch der Benediktinerabtei Beuron, der zu jener Zeit einen Lehrstuhl an der theologischen Fakultät in Salzburg innehatte. Leider war Pater Mager verreist. Meine Wiener Freunde hatten nicht daran gedacht, vor Antritt unserer Reise in Salzburg anzurufen, ob Pater Mager überhaupt zu sprechen sei. Um nun die Reise nicht ganz umsonst gemacht zu haben, meldete Kern mich bei einem anderen Benediktiner, Pater Virgil Redlich, an, ebenfalls einem Professor an der theologischen Fakultät, mit dem ich mich in späteren Jahren sehr befreunden sollte. Pater Virgil nahm mich überaus freundlich auf. Ich erzählte ihm von meiner Konversion bei Prof. Pfliegler in Wien und all dem Außergewöhnlichen, das dazu geführt hatte; zuletzt auch von dem merkwürdigen Erlebnis in der Nacht vom 4. auf den 5. Oktober und bei Prof. Hildebrand, den er sehr gut kannte. Gerne hätte ich von ihm erfahren, was ich von den Vorfällen halten sollte; ob vielleicht alles einfach nervenbedingt war, etwa dadurch, daß ich mich neben meinem doch arbeitsintensiven Berufsleben noch so viel mit religiösen Fragen beschäftigt hatte; oder ob es sich um echte

übernatürliche Erlebnisse handelte. Von einer Klärung dieser Frage wollte ich auch abhängig machen, ob ich – falls alles ernst zu nehmen war – in ein Kloster eintreten sollte. Aber so gut Pater Virgil als Mönch, Theologe und Universitätsprofessor bewandert war, getraute er sich doch nicht, eine derart schwierige Frage sofort zu beantworten, sondern verwies mich wiederum an Pater Mager, der als Fachmann in derartigen Angelegenheiten galt. Nach einem langen und sehr schönen Gespräch verabschiedete ich mich also und beschloß, nach Wien zurückzukehren, zu einem geeigneten Zeitpunkt aber wieder nach Salzburg zu kommen und mich mit Pater Mager zu beraten.

Von diesem kurzen Besuch in Salzburg sind mir darüber hinaus zwei Dinge in Erinnerung geblieben. Ich befand mich noch immer in einem Zustand tiefster Beglückung, sah die Welt gewissermaßen mit anderen Augen und fühlte mich wie ein neuer Mensch. Als wir am Abend im Hotel Stein das Essen einnahmen, kamen ein paar junge Theologen ins Gastzimmer und nahmen in der Nähe Platz. Damals trugen die Theologiestudenten alle einen Talar und die Ordensleute ihre Ordenstracht. Man sah sie überall auf den Straßen, nichts Auffälliges also. Aber auf mich machten sie einen ganz anderen Eindruck als sonst. Ihr Anblick erfüllte mich mit ungewöhnlicher Freude. Sie erschienen mir wie Auserwählte, und ich sah sie im Geiste vor mir als Begnadete auf dem Weg zu einem Glück, wie ich es kurz erlebt hatte.

Am nächsten Morgen nahmen wir an der Frühmesse in der Franziskanerkirche teil. Auch hier empfand ich alles intensiver als bisher: die Schönheit des Gotteshauses, die sakrale Atmosphäre, das Beglückende der heiligen Messe, alles war mir wie neu geschenkt und berührte mich tiefer als sonst. Nicht weit von uns kniete ein junges Mädchen, das mir durch seine Andacht und Frömmigkeit auffiel. Ich war zwar sehr versunken in die heilige Messe; dennoch streifte mich kurz der Gedanke:

„Siehst du, das wäre ein Frau für dich gewesen. Aber das ist jetzt vorbei, der Weg ins Kloster ist dir vorgezeichnet.“ Mehr nicht, und viele Monate lang habe ich nicht mehr an diesen kurzen Augenblick, ja mit keinem Gedanken an eine etwaige Ehe gedacht. Aber eben dieses junge Mädchen wurde zwei Jahre später meine Frau!

Nach der Messe fuhren wir mit dem nächsten Zug nach Wien zurück. Zuvor telefonierte ich mit der Fabrik, die ja nicht wußte, wo ich geblieben war. Auch meine Abwesenheit von einer Sitzung, an der ich teilnehmen hätte sollen, mußte ich entschuldigen. Berufliche Erfordernisse nahmen mich tagelang ganz in Anspruch. Sobald aber alles wieder geordnet war, fuhr ich ein zweitesmal, diesmal ohne meinen Freund, nach Salzburg und konnte Pater Mager im Kloster Nonnberg, wo er wohnte, ausführlich sprechen. Seine Persönlichkeit machte auf mich großen Eindruck. Er ließ sich alles erzählen, stellte Fragen und zeigte sich auffallend nüchtern und sachlich. Aber gerade das stärkte mein Vertrauen in sein Urteil. Schließlich entschied er kurz und bündig, daß er die Erlebnisse für echt halte. Dafür gebe es gewisse objektive Kennzeichen, über die er sich jedoch nicht näher äußern wollte. Er empfahl mir, zunächst in meinem Beruf zu bleiben, aber ein ernstes geistliches Leben zu führen. Ferner riet er mir, regelmäßig die religiösen Abende zu besuchen, die Prof. Hildebrand in Wien wöchentlich veranstaltete, und dabei mein Wissen zu vertiefen. Mit diesen Ratschlägen wurde ich entlassen und fuhr nach Wien zurück.

## 12. SCHWERE ENTSCHEIDUNGEN – NEUE FREUNDE

Die tiefe Erschütterung, die ich erlebt hatte, stellte mich nun nach der Aussprache mit Pater Mager vor schwere Entscheidungen. Die Verlegung der Fabrik von Innsbruck nach Wien war auf meine Empfehlung hin erfolgt. Eine Berufung in die Stammfabrik nach Heidenheim hatte ich aus den bereits dargelegten Gründen abgelehnt. Während des Sommers 1937 war – wiederum auf Grund eines Gutachtens von mir – der Beschluß gefaßt worden, die Watteerzeugung auszubauen und zu diesem Zweck in Wien eine Bleicherei nach dem Muster der Zentrale in Heidenheim einzurichten. Wie immer ich später entscheiden würde, es schien mir jedenfalls unmöglich, das Unternehmen gerade zu diesem Zeitpunkt in Stich zu lassen und meinen Beruf aufzugeben. Das wäre mir wie ein Akt der Untreue gegen meinen Generaldirektor vorgekommen, der mich so gefördert und so großes Vertrauen in mich gesetzt hatte, als er meine den Aufbau der österreichischen Zweigfabrik betreffenden Ratschläge gegen manche Widerstände im Stammhaus befolgte und durchsetzte. Niemand konnte freilich zu jener Zeit ahnen, daß Österreich schon sehr bald dem Deutschen Reich angegliedert werden würde, wodurch alle Maßnahmen, die damals als so richtig erschienen, illusorisch werden sollten. Die ersten Tage und Wochen nach der Wiederaufnahme meiner Arbeit waren also ausgefüllt mit intensiver Tätigkeit in der Fabrik. Mit der Einrichtung der Wattebleicherei war bereits begonnen worden, und es gab viele Entscheidungen zu treffen, die während meiner Abwesenheit zurückgestellt hatten werden müssen. Ich war fast verwundert, daß ich mich nach den geschilderten Erlebnissen wieder ganz in der diesseitigen Realität zu recht fand.

In diese Zeit der inneren Aufarbeitung des Erlebten fällt ein Traum von großer Intensität und dementsprechend nachhaltigem Eindruck:

Ich fand mich auf einem Gutshof vor, wie ihn sich wohl jedermann erträumen würde; alles war in paradiesischer Fülle da. Ein Guthaus mit erlesen ausgestatteten Wohnräumen, in den Schränken kostbares Porzellan, die Vorratskammern wohl bestellt, die Scheunen gefüllt mit reifem Korn und duftendem Heu im Überfluß. Voll Staunen und Bewunderung ging ich überall umher. Aber ich war nicht allein. Viele Menschen waren da, alle erfüllt von der gleichen Freude wie ich. Es war wie auf einem großen harmonischen Fest, das keinen Wunsch offen läßt.

Schlagartig änderte sich das Bild. Zuerst fingen nur einige der Anwesenden an, das eine oder andere der vorhandenen Güter zu zerstören. Bald wurden es mehr und schließlich viele. Der eine warf das kostbare Porzellan zu Boden, der andere beschädigte die schönen Möbel. Ein dritter trampelte im Hof auf den goldenen Ähren herum. Das duftende Heu wurde in die Nässe geworfen und faulte, kurz, eine unbeschreibliche Unordnung entstand ringsum, die in Auflösung und Zerstörung des prächtigen Besitzes überging. Ich erschrak maßlos über dieses unerwartete und unbegreifliche Verhalten der Leute und konnte mir nicht erklären, was das alles zu bedeuten hatte, und was die Menschen veranlaßte, so gegen alle Vernunft und alle Erwartungen die glücklich erlebte Harmonie des Ganzen zu stören.

Mitten in dieses Werk der Zerstörung hinein ertönte plötzlich eine laute, überall hörbare Stimme: „Der Herr kommt!“ Dieser Ruf verwandelte die Szene schlagartig. Jeder, der an der Verwüstung beteiligt war, suchte sich zu verstecken. Die Panik war furchtbar, das Entsetzen stand den Fliehenden auf den Gesichtern. Alle stoben auseinander, jeder suchte sich zu verbergen, ohne Rücksicht auf den anderen. Es war wie bei einer Feuersbrunst: Rette sich, wer kann! Ein Bild sehe ich heute noch vor mir: Grauen und furchtbare Angst stand auf dem Gesicht eines Mannes. Mit seinen Händen und Nägeln grub er fieber-

haft ein Loch in den weichen Boden, schneller und schneller, um wenigstens seinen Kopf in das Loch hineinpressen zu können. Sein ganzer Wille schien darauf gerichtet, diesem Herrn, den die Stimme angekündigt hatte, zu entkommen, wenigstens seinen Anblick nicht ertragen zu müssen, so aussichtslos sein Bemühen, sich zur Gänze in dem Loch zu verbergen, der Vernunft auch erscheinen mußte.

Auf dem Höhepunkt des Schreckens rings um mich herum ging der Traum in Erwachen über. Anders als bei einem gewöhnlichen Traum. Wer träumt nicht oft unsinnige Dinge, erwacht und vergißt alles wieder? Hier reichte das Erlebte ins volle Bewußtsein herein und mit dem schauerlichen Bild auch der Schrecken darüber. Was war das, fragte ich mich. Die Antwort auf die Frage schien mir naheliegend, ja die Deutung ergab sich mir damals von selbst, obwohl die Zerstörung der Werte noch nicht so weit gediehen war wie heute. Auch konnte ich den damaligen Stand dieser Entwicklung – es war vor dem Zweiten Weltkrieg – noch nicht so klar erkennen. Aber viel bis dahin Erlebtes, der Lauf der Welt selber – alles war für mich eine Auslegung des Traumes. Wiederum könnte ich keine besseren Worte finden, als sie der prophetische Geist Kardinal Newmans schon 1877 in einem Brief formuliert hat:

*„Der religiöse Skeptizismus greift schauerlich um sich, und das große Unglück ist, daß von vornherein ein allgemeines Übergewicht zum Unglauben hin gegeben ist, weil er vernünftiger und glaubhafter erscheint. Eine Vorstellung gewinnt die Oberhand, daß große Umwälzungen kommen werden, so daß die Menschen an den Atheismus glauben, bevor sie die christliche Offenbarung entdeckt haben.“* Und in einem anderen Brief aus dem Jahr 1882:

*„Wie innerlich elend muß das Leben des Menschen ohne das Evangelium sein – und heute tut man das äußerste, um unseren*

*einzigsten Trost zu vernichten! Ich halte es wirklich für eine ansteckende Krankheit, und sie greift seltsam um sich. . . . Möge Gott uns alle vor dieser schrecklichen Täuschung der letzten Tage bewahren! Was steht uns bevor? Ich schaue mit wehem Mitleid, und ich möchte sagen, mit Schaudern auf die nächste Generation.“*

Auch eine heitere Episode aus dieser Zeit will ich festhalten, weil sie ein Licht auf die gesellschaftliche Situation wirft, in der ich mich damals befand: Frau Waldeck war begreiflicherweise um mich besorgt. Meine Konversion im Juni hatte sie noch verstehen können. Aber was sich nun im Oktober ereignet und was sie ja in den Anfängen miterlebt hatte, dann die zwei Reisen nach Salzburg, deren wahren Zweck sie nicht kannte, aber mit dem Geschehen in Zusammenhang brachte, das alles weckte in ihr den Verdacht, ich sei vielleicht einem religiösen Wahn verfallen. Solange es sich nur um religiöse Gespräche in ihrem Salon gehandelt hatte, war ihr alles sehr interessant vorgekommen, aber nun malte sie sich in ihrer Phantasie allerlei Gefahren aus, die mir drohen könnten. Sie sparte auch nicht mit Vorwürfen gegen Kern, den sie dafür verantwortlich machte, daß es so weit mit mir gekommen sei. Nun war ich, wie sie wußte, befreundet mit dem Besitzer und Leiter des Sanatoriums Rekawinkel, der größten privaten Irrenanstalt Österreichs, einem gewissen Dr. Weiß, einem anerkannten Psychiater. Eines Tages, als ich vom Büro heimkam, fand ich zu meinem Erstaunen eben diesen Arzt zu Gast bei Frau Waldeck vor. Bald stellte sich heraus, daß sie ihn gebeten hatte, mich zu besuchen, um zu prüfen, ob ich nicht vielleicht an einer seelischen Störung litte. Dr. Weiß war es sichtlich peinlich, als sich der wahre Grund der Einladung herausstellte. Aber wir kannten einander so gut, daß wir beide die komische Seite der Situation humorvoll bejahten

und der Arzt schließlich Frau Waldeck bestätigte, ich sei zwar vielleicht ein wenig überarbeitet, aber sonst fehlte mir nichts. – Frau Waldeck ließ sich übrigens später selber taufen, noch vor ihrer Verschleppung nach Theresienstadt, wo sie als Katholikin gestorben ist.

Eines Tages war ich wieder einmal bei Weiß eingeladen. Es war einige Zeit vor dem Anschluß, die bedrohliche Entwicklung zeichnete sich bereits ab. Dr. Hajek hatte mir schon früher erzählt, sein Freund Weiß sei heimlich, ohne Wissen seiner Frau und seiner zwei erwachsenen Kinder, zur katholischen Kirche übergetreten. Heimlich deshalb, weil besonders seine Frau streng am jüdischen Glauben festhalte und er seine Ehe nicht belasten wollte. Diese Mitteilung war mir jedoch so unglaublich erschienen, daß ich sie fast vergessen hatte. Aber nun wurde ich in unerwarteter Weise daran erinnert. Wir saßen bei Tisch, Frau Weiß präsidierte an der Tafel. Die Unterhaltung kam irgendwie, ohne jede Absicht, auf ein religiöses Thema. Frau Weiß äußerte dazu einige Ansichten in ihrer gewohnt selbstsicheren, dezidierten Art. Dr. Weiß hingegen sprach auf seine stille, verinnerlichte Weise. Dabei fielen auch Worte über Jesus Christus, die mich aufhorchen ließen. Mit einem Blick auf Frau Weiß erkannte ich, daß sie zunächst aufmerksam zuhörte, bald aber unruhig wurde. Plötzlich, als ihr Mann noch weiter, fast meditierend, über Christus sprach, fuhr sie erregt auf und rief ihm laut, fast drohend zu: „Sigismund, was sagst du da? Du bist ein Verräter!“ Es war eine äußerst peinliche Szene, zumal vor mir als Gast und vor den Kindern, die erschrocken und fassungslos dreinschauten. Am meisten erschrocken über den Ausbruch seiner Frau war Dr. Weiß selbst, der nun bemerkte, daß er sich zu weit vorgewagt hatte, beschwichtigend auf sie einredete und das Gesagte zu verharmlosen suchte. Wahrscheinlich meinetwegen schien sich alles wieder zu beruhigen, aber es konnte natürlich kein unbefangenes Gespräch mehr aufkommen, und sobald es angängig war, verabschiedete ich

mich mit dem sicheren Gefühl, daß die eigentliche Aussprache der Eheleute noch folgen würde.

Dr. Hajek habe ich bei nächster Gelegenheit den Vorfall erzählt. Er erinnerte mich gleich an das, was er mir schon von seinem Freund Weiß anvertraut hatte, und meinte, jetzt hätte ich ja selbst erlebt, wie sich die Sache verhalte. Wie es wirklich darum stand, habe ich nie mit Sicherheit erfahren, und Dr. Weiß kam auch niemals auf diese Szene zurück. – Mit Anbruch des NS-Regimes verlor Dr. Weiß seinen ganzen Besitz unter den unwürdigsten Bedingungen. Als die Schikanen gegen die Juden immer mehr zunahmen, er auch seiner Praxis enteignet worden war und mit seiner Familie buchstäblich vor dem Nichts stand, traf ich ihn einmal wieder und nahm ihn im Taxi von Hietzing in die Innere Stadt mit, wo er bei irgendeinem Amt vorgeladen war. Soviel ich weiß, war damals schon den Juden das Fahren mit der Straßenbahn verboten. Unvergeßlich sind mir seine Worte geblieben: „Wissen Sie“, sagte er sinnend und nachdenklich, wie er immer sprach, „ich glaube, ich muß von hier weg: Ich fürchte, ich könnte sonst noch hassen lernen.“ Er war einer der edelsten Menschen, denen ich in meinem Leben begegnet bin. Sein gewiß utopischer Plan war, nach Shanghai auszuwandern und dort in einem Elendsviertel als Armenarzt zu wirken. Er hat es ernst gemeint. Aber ich habe seine Spur ganz aus den Augen verloren und weiß nicht, was aus ihm und seiner Familie geworden ist.

Auch das Schicksal meines Freundes Dr. Hajek erfüllte sich in dieser Zeit. Es mag stellvertretend für viele andere jüdische Tragödien festgehalten werden, die ich in Wien miterlebte. Das Charakteristische an der Behandlung der Juden nach der Machtergreifung Hitlers war, daß die Brutalität nicht sofort in ihrem vollen Ausmaß einsetzte, sondern sich sozusagen in Raten konsequent, zunächst bis zur *Kristallnacht*, steigerte. Daher kam es, daß nicht alle Juden sofort fluchtartig das Land verlie-

Ben, sondern nur jene, die hellichtig genug waren, oder solche, die persönliche Feinde hatten und daher keine Nachsicht erwarten durften. Hajek hatte viele Klienten, vorwiegend „kleine Leute“; er hatte keine Feinde, war ein guter Österreicher und empfand eine besondere Hochachtung für das Volk der Dichter und Denker, wie er oft sagte. Erst langsam, sehr langsam, gingen ihm die Augen auf. Es war erschütternd mitzuerleben, wie er, der gebildete Humanist, allmählich das Vertrauen in die Menschheit verlor und dennoch die nackten Realitäten verkannte. Als schließlich schon alles verloren war, was er sich mit Fleiß erarbeitet hatte, Praxis und Haus ihm weggenommen worden waren und er mit seiner Frau in einem kleinen Zimmer in der Marc-Aurel-Straße hauste, wollte er trotz allen Zuredens noch immer nicht ins Ausland. Vorsorglich begann er, eine handwerkliche Tätigkeit zu erlernen, indem er, völlig unbegabt zu jeder Handarbeit, sich an Gürteln und Ledertaschen versuchte, um damit gegebenenfalls seinen Lebensunterhalt verdienen zu können.

Ganz schlimm wurde es für ihn, als er den Judenstern an der Brust tragen mußte. Jetzt durfte er nicht mehr wagen, sich auf eine Parkbank zu setzen, und konnte keine Straßenbahn mehr benutzen. Trotzdem riskierte er es, uns manchmal noch in Hietzing zu besuchen, wobei er eine Aktentasche so an seine Brust hielt, daß sie den Judenstern verdeckte. Jeder solche Besuch war lebensgefährlich.

Aber noch vor dieser schlimmsten Zeit der vollkommenen Ächtung erlebte ich eine große Freude mit Dr. Hajek. Er, der nach seinen eigenen Worten ein Leben lang große Achtung vor der katholischen Kirche hatte, ohne aber glauben zu können, begann zu begreifen, daß die Menschheit wahrhaft erlösungsbedürftig sei. Hatte er als Humanist gemeint, der Zustand der Welt könne durch menschliche Reformen und Verbesserung der Gesetze verändert werden, so sah er nun gleichsam das

wahre Gesicht des Menschen und begriff, daß das grundsätzliche Übel der Menschennatur tiefer saß, eben im Sündenfall, den zu beheben menschliche Anstrengungen nicht vermochten. Dies hatte ja schon die Religion seines eigenen Volkes gelehrt, die inmitten der Vielgötterei der umliegenden Nationen den einen Gott verkündet und durch die Propheten den Erlöser immer wieder verheißen hatte. Derartige Erwägungen und die Gebete, in denen er in seiner Verzweiflung endlich den Gott seiner Väter anflehte, bewirkten, daß ihm die Gnade des Glaubens geschenkt wurde. Es war erschütternd, als er mir eines Tages unter Tränen eröffnete, daß er sich taufen lassen wolle, zusammen mit seiner geliebten Frau. Nach dem damals gebräuchlichen „großen Ritus“ wurde er in die heilige Kirche aufgenommen. Es war der letzte wirklich glückliche Tag seines Lebens.

Als die Not für die in Wien noch lebenden Juden aufs höchste gestiegen war, machte Hajek geheimnisvolle Andeutungen, daß er bald verschwinden werde. Ich solle aber nicht beunruhigt sein. In einer Parfümerie im 1. Bezirk, deren Namen ich vergessen habe, werde er einen Zettel für mich hinterlassen. Darauf werde stehen, wo er sich mit seiner Frau aufhalte. Seine Angaben waren trotz allem so mysteriös, daß ich mir absolut nicht vorstellen konnte, was er vorhatte. Seine Verschwiegenheit war jedoch nur Rücksichtnahme auf mich und meine Familie, die er nicht in Gefahr bringen wollte. Auch ein Datum nannte er nicht; er kannte es wahrscheinlich selbst noch nicht – es war nur ein Plan. Eines Tages, als ich wieder in die Marc-Aurel-Straße fuhr, um ihn zu besuchen, hieß es dort, Dr. Hajek sei mit seiner Frau spurlos verschwunden; abgeholt worden sei er nicht, vielleicht habe er sich etwas angetan. Einige Zeit später fuhr meine Frau in die Innenstadt und erkundigte sich in der angegebenen Parfümerie vorsichtig nach einer Nachricht für mich. Wir hatten gar nicht recht an den angekündigten Zettel geglaubt. Aber tatsächlich: Man händigte meiner Frau ein Pa-

pier aus, auf dem nichts stand als eine Adresse. Es handelte sich um eine Gärtnerei am Rande von Wien, am Schafberg.

Wir berieten einige Tage, was zu tun sei. Schließlich beschlossen wir, daß meine Frau in die angegebene Gärtnerei fahren sollte, um dort unauffällig ein paar Blumen zu kaufen und einen Eindruck von den dort wohnenden Leuten zu gewinnen. Meine Frau machte sich also auf den Weg und berichtete, nachdem sie weit länger als erwartet ausgeblieben war, folgendes: Die Gärtnerei befand sich auf einer relativ schmalen, aber langen Parzelle am Hang eines Hügels. Sie wurde von einer freundlichen und – wie meine Frau gleich herauszubekommen mußte – katholischen Frau, Rosa Pserer, betreut. Nachdem man einige Zeit geplaudert hatte, fragte meine Frau nebenbei, ob die Gärtnerin vielleicht zufällig einen gewissen Rechtsanwalt Hajek kenne. Diese hatte auf das Stichwort nur gewartet und wußte sofort, mit wem sie es zu tun hatte. Sogleich kam auch die Vorgeschichte ans Licht: Die Frau war vor Jahren einmal Hajeks Klientin gewesen. Er hatte ihr in irgendeiner Sache sehr geholfen und damit einen großen Dienst erwiesen. Als sie nun ihrerseits von der Not der Hajeks hörte, hatte sie sich entschlossen, die beiden „dem Herrgott zuliebe“ aufzunehmen, bis der Krieg vorüber wäre und die Judenverfolgung aufgehört hätte. Dr. Hajek mag die Frau in der Ansicht bestärkt haben, daß der Krieg nicht mehr lange dauern konnte – das war damals (Anfang oder Mitte 1942) immer seine Hoffnung gewesen. So hatte die Gärtnerin also die Hajeks aufgenommen – in dieser Zeit eine heroische Tat! Zudem waren die Nachbarn der Frau nicht gut gesinnt, und obendrein lebte noch eine Schwester im Haus, die etwas schwachsinnig war und leicht ausplaudern konnte. Weil die „Gäste“ unvermeidlicherweise auch von Kindern und Nachbarn gesehen wurden, erzählte die Frau rundum, sie hätte Besuch aus der Tschechoslowakei.

Meine Frau wurde zu den Hajeks geführt, denen man im ersten Stock des kleinen Hauses ein Zimmer eingeräumt hatte. Die er-

ste Komplikation war schon eingetreten. Hajek fühlte sich krank. Die Gärtnerin war zu einem ihr bekannten und wohlgesinnten Arzt gegangen, um ihn einzuweihen und um einen Besuch zu bitten. Als sie im Wartezimmer saß, hörte sie ein Telefongespräch des Arztes mit an, welches von diesem so unvorsichtig geführt wurde, daß sie nicht mehr wagte, ihn ins Vertrauen zu ziehen. Ratlos war sie wieder weggegangen. Meine Frau unterhielt sich nun mit dem Ehepaar Hajek, erkundigte sich genau, was sie am wichtigsten brauchten, und versprach, wiederzukommen und bis dahin alles zu besorgen.

Bald aber verschlimmerte sich die Situation weiter: Hajek begann laut zu schreien, wohl vor Schmerzen, wahrscheinlich wußte er auch schon nicht mehr, was er tat; denn er, der sonst so rücksichtsvoll war, brachte dadurch seine Gastgeberin in die größte Gefahr, weil die Nachbarn ihn hören mußten. Noch ehe meine Frau zum zweitenmal kam, starb er eines Nachts. Seiner Frau konnte man den Tod tagelang verschweigen. Aber was sollte nun mit der Leiche geschehen? Die Gärtnerin konnte Hajek ja nicht beerdigen lassen, ohne sich zu verraten. Die Leiche im Garten zu vergraben, war wegen der Nachbarn unmöglich. An das Haus war ein Schuppen angebaut, der mit Brennholz gefüllt war. Die Frau räumte nun bei Nacht das aufgeschichtete Holz weg und machte eine Grube. Dann wickelte sie den Leichnam in ein Leintuch und bedeckte ihn mit Kalk. Vorsorglich legte sie eine Flasche dazu, die einen Zettel mit dem Namen des Toten und der Mitteilung enthielt, daß dieser Jude während der Schreckensherrschaft Hitlers gestorben sei und man, falls die Leiche später gefunden würde, nicht denken sollte, hier sei ein Mord geschehen. Den Nachbarn wurde bei dieser Gelegenheit erzählt, es sei nur noch die Frau da, der Mann sei wegen seiner Krankheit in die Heimat zurückgefahren.

Lange konnte man Frau Hajek den Tod ihres Mannes freilich nicht verbergen. Sie war nun in dieser schrecklichen Lage all-

ein. Wahrscheinlich an gebrochenem Herzen starb die Arme kurz darauf ebenfalls. Sie war immer schon eine zarte, kränkliche Frau gewesen. Jetzt kam das Schwierigste für die Gärtnerin: Wohin mit dieser zweiten Leiche? Schließlich kam sie auf die Idee, an einer Stelle des Gartens, die von den Nachbarn weniger eingesehen werden konnte, ein entsprechend großes Loch zu graben und, falls sie dennoch deswegen gefragt würde, zu sagen, sie wollte dort einen Baum setzen. So wurde auch Frau Hajek begraben wie ihr Mann, aber ohne eine Flasche mit der verräterischen Botschaft, weil die Gärtnerin in ihrer Angst und Aufregung befürchtete, die Nachbarn könnten auf die Vermutung kommen, sie hätte Wertgegenstände, etwa Gold vergraben. Die schwachsinnige Schwester hatte nämlich schon öfters verfängliche Dinge gesagt und die Nachbarn damit auf manche Fragen gebracht. Es geschah jedoch nichts, und allmählich ließ die drückende Angst der Gärtnerin nach, daß die Leichen doch noch gefunden würden und damit alles aufkommen könnte. Meiner Frau erzählte sie, sie habe zwar alles aus Liebe zu Gott auf sich genommen, sei aber schließlich nervlich so mitgenommen gewesen, daß sie ein zweitesmal kaum den Mut aufbrächte, etwas Derartiges zu wagen.

Die Hajeks wurden nach dem Krieg exhumiert und in geweihter Erde beigesetzt. Die Gärtnerin lebt noch heute im Lainzer Altersheim.

Zurück zu meiner eigenen Geschichte. Sobald es der Beruf zuließ, folgte ich einer Einladung meines Freundes Kern, mit ihm ins Stift Heiligenkreuz zu fahren und dort einige Tage in der Stille des Klosters zu verbringen. Es war das erste Kloster, das ich als gläubiger Katholik betrat, noch ganz unter dem Eindruck jener Erlebnisse vom 4. und 5. Oktober. Kern und ich hatten je ein Zimmer in der Klausur und durften am Offizium der Mönche teilnehmen. Zum erstenmal begriff ich überwältigt, daß ich bisher in einer profanen Welt gelebt hatte und daß

diese durch einen Abgrund getrennt ist von der sakralen Welt Christi, dessen Geist mir hier von allem ausgestrahlt zu werden schien. Was ich bis dahin erlebt hatte, kam mir mit einemmal öde und leer vor, verglichen mit dem geistigen Glanz, der hier auf allem lag. Alles war für mich neu und erfüllte meine Seele mit einem Frieden und einem Glück, das ich in solcher Art nie gekannt hatte. Aber gerade dadurch beschäftigte mich auch unausgesetzt die Frage, was Gott letztlich von mir wolle.

Wenige Monate zuvor war ich zur katholischen Kirche übergetreten. Ich stand am Neubeginn meines Lebens und ahnte gerade erst, was Christsein bedeutet, welche Schätze ich noch zu entdecken und welche Umgestaltung meiner selbst ich zu vollziehen hatte; und hier dieser neue Aufruf an mich! Auf langen Spaziergängen in den herbstlich gefärbten Wäldern rund um das Stift besprach ich all die Fragen, die mich bedrängten, mit Kern. Durch ihn erfuhr ich nun viel Neues über die Persönlichkeit des Philosophen Dietrich von Hildebrand. Er war der einzige Sohn des berühmten Münchner Bildhauers Adolf von Hildebrand. Schon mit 15 Jahren hatte er die Dialoge Platons gelesen, und nichts zog ihn so sehr an wie die Erforschung der Wahrheit. So begann er das Studium der Philosophie in München, ging dann nach Göttingen und promovierte bei Husserl. Seine leidenschaftliche Wahrheitssuche führte ihn in geradliniger Konsequenz zur Fülle der Wahrheit Christi: Mit 25 Jahren trat er zur katholischen Kirche über, die er seither glühend liebte und die zum Zentrum seiner geistigen Existenz wurde. In Wien setzte er nach seiner 1933 erfolgten Flucht aus München den Kampf sowohl gegen den atheistischen Kommunismus als auch gegen den Nationalsozialismus fort. Kern erzählte mir, welche Gefahren das für Hildebrand heraufbeschwor, und wie er, Kern, Hildebrand oft zu seinen Vorlesungen an der Wiener Universität begleiten mußte, um ihn vor Angriffen zu schützen.

Was aber für mich am wichtigsten war: Hildebrand hatte in Wien einen Kreis von Menschen um sich gesammelt, vor dem er

jede Woche Vorträge zur religiösen Weiterbildung und Vertiefung hielt. Zu diesen Abenden wurde ich über Kern eingeladen und sagte mit Freuden zu; hatte ich doch den glühenden Wunsch, in die Tiefe der katholischen Wahrheit einzudringen und alles bisher Versäumte nachzuholen. Die Vorträge Hildebrands behandelten philosophische und religiöse Themen. Der Kreis um Hildebrand bestand vorwiegend aus gläubigen, praktizierenden Katholiken. Es kamen jedoch zu den Abenden, die ungefähr zweimal wöchentlich stattfanden, auch immer einige seiner Studenten und ebenso areligiöse, aber suchende Menschen, und so waren die Diskussionen, die sich regelmäßig an die Vorträge anschlossen, sehr lebhaft und interessant. Zum erstenmal begann ich die eminente Bedeutung der Wahrheitsfrage für alle Gebiete des Wissens zu begreifen. Vor allem aber ging mir auf, welche wichtige Voraussetzung eine wahre Philosophie für den übernatürlichen Glauben darstellt. Ich war bis dahin der Meinung gewesen, es sei mehr oder weniger gleichgültig, welche Vorstellungen man von den natürlichen Dingen habe, besonders gleichgültig auch, welcher philosophischen Richtung man zuneige oder welche man sich zu eigen mache, wenn man nur die geoffenbarte Wahrheit im Glauben festhalte. Jetzt wurde Philosophie für mich plötzlich zu einem erregenden Erlebnis. Der Zusammenhang mit der Religion wurde mir evident, und ich begann, auch die bis dahin erschienenen Bücher Hildebrands mit größtem Interesse zu lesen und gleichsam das Philosophiestudium nachzuholen, das jeder Student der Theologie zu absolvieren hat.

In der theologischen Themenreihe sprach Hildebrand damals an mindestens zehn Abenden über die heilige Messe. Diese Vorlesungen sind mir noch in deutlichster Erinnerung. In ihnen kam der tiefgläubige, katholische Philosoph zu Wort. Nie habe ich früher oder später so systematisch über das Mysterium der Meßfeier und der Eucharistie sprechen hören. Das war naturgemäß etwas ganz anderes als der kurze Katechismusunterricht

bei Professor Pflieger. Hildebrand hatte eine besondere Beziehung zur Liturgie. Sein Buch *Liturgie und Persönlichkeit* war damals schon erschienen. Alles, was er über die heilige Messe vortrug, fand in mir die lebhafteste Bejahung, weil meine eigenen Erlebnisse dadurch eine, wenn ich so sagen darf, wissenschaftlich-theologische Bestätigung fanden, die mich tief beglückte: Ja, das ist die Wahrheit, so ist es, so unsagbar herrlich, tief, bedeutsam ist das, was in jeder heiligen Messe geschieht, so jubelte es gleichsam während der Vorträge in mir; die Eucharistie ist das zentralste Geheimnis der Kirche, die gläubige Teilnahme daran von unermeßlichem Wert. Damals ging mir erstmals die Wahrheit der Worte des heiligen Thomas auf: „Eine einzige Gnade ist mehr wert als das ganze Universum.“

Jeder, der das Glück hatte, Hildebrand kennenzulernen und zu hören, war beeindruckt von seiner Fähigkeit, die Schönheit des katholischen Glaubens zum Leuchten zu bringen. Seine philosophischen Einsichten hatten sein Glaubensleben befruchtet und ihn befähigt, die „klassische Katholizität“ in einer Tiefe zu erfassen, wie es wenigen Menschen beschieden ist. Das war umso erstaunlicher, als sowohl sein Vater, Adolf von Hildebrand, als auch dessen Frau nominell Protestanten, tatsächlich aber ungläubig waren. Die Hildebrands führten in München ein großes Haus, ein eben solches in Florenz, verkehrten mit vielen bedeutenden Menschen und Künstlern, und so hatte Dietrich als der Jüngste und als einziger Sohn nach fünf Mädchen die reichsten künstlerischen und geistigen, aber keinerlei religiöse Anregungen. Sein Interesse richtete sich schon in jungen Jahren auf die Philosophie; eine kleine Episode aus seiner Kindheit ist bereits bezeichnend für seine spätere Entwicklung: Die älteren Geschwister sprachen mit dem damals sieben Jahre alten Bruder aus irgendeinem Anlaß über die Person Jesu Christi. Die Schwestern hatten der Ansicht Ausdruck verliehen, daß Christus wohl eine bedeutende Persönlichkeit oder ein Prophet gewesen sei, aber im übrigen eben ein gewöhnlicher Mensch.

Zu ihrer Verblüffung widersprach der jüngere Bruder leidenschaftlich und rief schließlich seinen Schwestern zu: „Ich schwöre euch, Jesus war eben kein gewöhnlicher Mensch, sondern der Sohn Gottes!“ Die fünf Schwestern sind ihm später in Abständen auf dem Weg der Konversion gefolgt; sie haben alle seinen Aufstieg zum bedeutendsten katholischen Philosophen der damaligen Zeit noch erlebt.

Die Zeit von Oktober 1937 bis Februar 1938 war für mich eine der glücklichsten meines Lebens. Es war eine unsagbare Freude, unter der Führung Hildebrands das Depositum Fidei der Kirche, das einzigartige Phänomen des Lehramtes, die großen heiligen Kirchenlehrer und überhaupt das Wesen und die Notwendigkeit der Umgestaltung des Menschen in Christus kennenlernen zu dürfen.

Immer noch stand ich vor der Frage, ob ich in ein Kloster eintreten oder Priester werden sollte. Um mir in dieser Frage weitere Klarheit zu verschaffen, beschloß ich mit meinem Freund Kern einen Besuch im Benediktinerkloster Seckau, das dem Stammkloster Beuron in Süddeutschland zugehörte. Anlässlich des Festes Epiphanie 1938 fuhren wir in die Steiermark und wurden, ähnlich wie in Heiligenkreuz, aufs freundlichste aufgenommen. Wieder wohnten wir in der Klausur, hatten jeder ein eigenes Zimmer und durften am Offizium der Mönche und an den Mahlzeiten im Refektorium teilnehmen. Mein Eindruck war noch überwältigender als jener in Heiligenkreuz. Wir atmeten förmlich den Geist des hl. Benedikt und bekamen einen tiefen Einblick in die gelebte Benediktinerregel, die monastische Disziplin und die ungeheure Bedeutung des Benediktinerordens für das Abendland und seine Kultur. Ich erkannte, daß das Klosterleben zwar nur eine spezielle Ausformung des christlichen Lebens ist, daß es aber zu dessen Reichtum gehört, wenn sich Mönche im klausurierten Kloster ganz der Kontemplation und dem Gotteslob widmen. Es waren

glückliche Tage in Seckau, Tage der Bereicherung meines Lebens, nach deren Ablauf ich mich entschloß, Oblate der Abtei Seckau zu werden.

Im Hildebrand-Kreis wurde inzwischen der Vorschlag eines belgischen Benediktiners namens Père E. Vandeure erwogen, ein „Kloster in der Welt“ zu gründen. Der Gedanke war der, daß sich Laien, die die Ganzhingabe an Christus geloben wollten, zusammenschlossen, um nach besonderen Statuten zu leben, ohne ihren Beruf aufzugeben. Jeder sollte an seinem Platz bleiben, wie das auch bei den ersten Christen der Fall war, und durch die totale Hingabe an Christus einen eigenen, wirksamen Beitrag zur Wiederverchristlichung des Abendlandes leisten. Wir hörten schon damals, daß dieser Gedanke unabhängig von Père E. Vandeure in gleicher oder ähnlicher Art auch in anderen Ländern diskutiert wurde, ja sogar bereits realisiert worden war. Mir erschien eine solche Nachfolge Christi besonders einleuchtend, weil ich gerade in meinem Arbeitsbereich täglich und ganz drastisch erleben konnte, welche Kluft zwischen dem Christentum und der Berufswelt bestand, eine Kluft, die immer weiter und tiefer zu werden schien.

Aber noch ehe dieser Gedanke bei uns ausreifen konnte, verschlimmerte sich die politische Lage radikal. Hildebrand hatte seinen ideologischen Kampf gegen den Nationalsozialismus auch in Österreich fortgesetzt. Viele seiner Freunde hatten schon kapituliert, viele hatten ihn gewarnt, andere die Parolen Hitlers verharmlost. Damals konnten wir zum erstenmal erleben, in welchem hohem Maß Hildebrand die Fähigkeit zur Unterscheidung der Geister besaß. Er lehnte die Parteiideologie kompromißlos ab, zeigte die ungeheuren Konsequenzen für die menschliche Gesellschaft auf, sobald Hitler ganz Europa besetzt haben würde, kurz, er war ein unbestechlicher, weil klar-sichtiger Gegner des Regimes. Wir wußten zuverlässig, daß die Gestapo den Befehl hatte, Hildebrand nach einer etwaigen

Festnahme sofort zu erschießen. Andererseits hatten wir mit unseren Freunden in Salzburg abgesprochen, daß wir von ihnen sogleich telefonisch verständigt würden, sobald die bereits an der Grenze zusammengezogenen deutschen Truppen einmarschieren sollten.

Da ereignete sich ein Vorspiel, das allen Freunden Hildebrands klarmachte, daß wir unseren geliebten Lehrer bald verlieren sollten, und daß ebenso unseren Plänen zur Bildung einer religiösen Laienbewegung in absehbarer Zeit der Boden entzogen werden würde. Es war Fasching 1938, und wir hatten beschlossen, in meiner Wohnung einen heiteren Abend zu veranstalten, um einmal die täglichen Sorgen und Aufregungen für ein paar Stunden zu vergessen. Als meine Gäste aufbrachen, waren alle in der heitersten Stimmung. Die schweren Gewitterwolken am Horizont hatten wir in dieser fröhlichen Nacht vergessen. Aber schon am folgenden Nachmittag rief Kern an; seine Stimme klang tiefenst und verändert, als er mich bat, sogleich mit dem Auto zu Hildebrands Wohnung in die Habsburgergasse zu kommen. Ich versuchte, zu erfahren, was denn los sei, aber Kern lehnte jede Erklärung ab. Mit meinem kleinen Steyr 50 bei Hildebrands angekommen, traf ich die engsten Freunde der Familie in heller Aufregung. Kern informierte mich in aller Eile, daß aus Salzburg der Anruf gekommen sei, die deutschen Truppen wären einmarschiert. Ich solle Hildebrand mit seiner Frau sogleich nach Marchegg fahren, damit sie von dort aus unauffällig mit dem Nachtzug noch über die Grenze fliehen könnten, denn die Wiener Bahnhöfe würden sicher sofort gesperrt bzw. streng kontrolliert werden.

Das Marchfeld ist bekanntlich eine recht schwach besiedelte Ebene. Ich war nie vorher dort gewesen, kannte die Gegend bloß vom Hörensagen. Nach einiger Zeit hörten die Ortschaften auf, und ich sah im Scheinwerferlicht nur mehr endlose Äcker und unbebaute Felder. Es war stockfinster, der Himmel

sternenklar, „Hitlerwetter“, wie hinter mir im Fond des Wagens festgestellt wurde. Es war schon lange immer geradeaus gegangen, und ich spähte nach Lichtern, in der Annahme, bald Marchegg erreicht zu haben, als plötzlich der Motor aussetzte und nicht mehr ansprang. Wir waren bestürzt, denn jedem von uns war bewußt, daß Hildebrands Leben in höchster Gefahr war, wenn wir den Zug verfehlten! Ich versuchte, nochmals zu starten. Der Motor sprang an, als wäre nichts gewesen. Aber nach etwa hundert Metern standen wir schon wieder still. Dieses Spiel wiederholte sich noch dutzende Male. Es war für den armen Prof. Hildebrand eine furchtbare Nervenprobe, denn wir kamen nur noch ganz langsam, in Etappen, vorwärts. Als wir schließlich die Lichter von Marchegg in der Ferne auftauchen sahen, mußten wir endgültig kapitulieren. Der Bahnhof war nicht mehr rechtzeitig zu erreichen. Es blieb nichts anderes übrig, als ein Gasthaus zu suchen und dort zu übernachten. Auffallend war, daß im Gebaren der Leute nichts auf einen Einmarsch deutscher Truppen schließen ließ, alle waren gelassen und ohne jede Aufregung. Fragen stellen wollten wir nicht und erklärten uns die Ruhe im Ort damit, daß eben die Nachricht noch nicht bis in diesen Winkel Österreichs gedrungen war.

Als es endlich hell wurde, setzten wir uns in den Bus zum Bahnhof. Hildebrand schien äußerlich völlig gefaßt. Persönlich an den Schalter zu gehen, wagte er nicht und bat mich, die Fahrkarten zu holen. Ich bekam sie anstandslos. Der Zug stand schon da, die Hildebrands stiegen ein, Kern begleitete sie. Ich blieb allein am Bahnsteig unter dem Fenster der Freunde. – Endlich das Signal zur Abfahrt! Wir winkten und winkten, bis der Zug in der Ferne über die ersehnte March-Brücke fuhr und verschwand.

In höchstem Tempo brauste ich nun nach Wien zurück. Auch hier keinerlei Anzeichen für das große Ereignis, das inzwischen

in der Hauptstadt bekannt geworden sein mußte. Als ich in die Wohnung der Freunde stürmte, kam die Erklärung: Die Meldung aus Salzburg war falsch gewesen! Der Einmarsch hatte nicht stattgefunden, unsere aufregende Flucht war umsonst! Von Hildebrand kam nach wenigen Tagen Nachricht. Er hatte natürlich im Ausland alles in den Zeitungen gelesen und kehrte – zu unserer Überraschung – wieder nach Wien zurück. Als die Deutschen später wirklich einmarschierten, fuhren wir nicht mehr über Land an die Grenze. Wir brachten Hildebrand und seine Frau direkt zum Südbahnhof. Mit dem letzten Zug, der Wien noch ohne strenge Kontrolle verließ, entkamen sie in die Freiheit. Schon in der folgenden Nacht war die Gestapo in ihrer Wohnung, fand aber nur mehr das Dienstmädchen vor.

### 13. BESTÄTIGUNG UND ERFÜLLUNG IN DUNKLEN ZEITEN

Den Einmarsch Hitlers habe ich in Wien miterlebt. Die ganze Stadt war auf den Beinen. Ich wohnte in Hietzing, konnte aber von dort mit dem Auto nur bis in die Nähe des Westbahnhofs gelangen, dann mußte ich mich zu Fuß weiter in die Innere Stadt begeben, denn aller Verkehr stockte wegen der dichten Mensentrauben in den Straßen. Schon nach wenigen Tagen gab es kleine, aus Blech gestanzte Hakenkreuze zu kaufen. Es war erstaunlich: Jedermann trug sie in dieser ersten Zeit, denn gerade die Gegner, die Gefährdeten, die Juden steckten sie am ehesten an, um sich zu tarnen.

Ich hatte im Büro außer anderen Schützlingen einen Halbjuden, der mit dem katholischen Gefängnisgeistlichen des „Grauen Hauses“ befreundet war. Dieser erzählte ihm vertraulich von den dortigen Vorgängen: Tag für Tag wurden viele Kommunisten und Sozialdemokraten mit dem Fallbeil hingerichtet. Nach jeder Hinrichtung mußte der gekachelte Raum mit einem Schlauch abgespritzt und vom Blut gereinigt werden. Bald sickerten auch die ersten Nachrichten über die Behandlung der Häftlinge in den Konzentrationslagern durch, und immer mehr Gegner des neuen Regimes wurden in den frühesten Morgenstunden abgeholt und verschwanden.

Es war einige Monate nach dem Anschluß, zu einer Zeit, als die Angst vor der Tyrannei schon wie Blei über der Stadt lag. Ich hatte mit einem Rechtsanwalt einen Termin für zwölf Uhr in seiner Kanzlei am Stephansplatz vereinbart. Da ich etwas zu früh kam, wollte ich noch ein paar Minuten in den Dom. Zu meiner großen Überraschung war die sonst um diese Zeit schwach besetzte Kirche gedrängt voll von Menschen, so daß man keinen Sitzplatz mehr, ja kaum noch Platz zum Stehen finden konnte. Ich vermutete irgendeine Veranstaltung und fragte

einen neben mir stehenden Mann nach der Ursache der Menschenansammlung. Etwas erstaunt über meine Unwissenheit antwortete er, daß der „Domprediger“ um zwölf Uhr sprechen werde. Ja, welcher Domprediger denn? Da hörte ich zum erstenmal den Namen Otto Mauer. Ich beschloß, einige Minuten zuzuhören und meinen Rechtsanwalt kurz warten zu lassen. Dabei strebte ich zu einem Platz unter der Kanzel, um den mir bis dahin unbekanntem Geistlichen auch sehen zu können. Gleich darauf drängte sich ein junger, etwa dreißigjähriger Priester mit einem schmalen, blassen Gesicht durch die Menge und bestieg die Kanzel. Er begann zu sprechen, und zwar mit einer Rhetorik, wie ich sie nie zuvor gehört hatte, und ich war sofort fasziniert. Das Wort „Nationalsozialismus“ kam in der ganzen Predigt kein einzigesmal vor, aber schon nach wenigen Minuten mußte jeder im Dom wissen, daß von den neuen Herren die Rede war, ja nur von diesen. Was Otto Mauer sagte, war eine so glänzende, geistreiche Kritik am Regime, eine so vernichtende Kritik, daß ich wie gebannt stehen blieb, meinen Rechtsanwalt vergaß und die ganze Predigt anhörte. Ich wußte damals nicht, was ich mehr bewundern sollte: die rhetorische Perfektion oder den geradezu tollkühnen Mut des Predigers. Im Dom herrschte atemlose Stille. Als Mauer die Stufen der Kanzel herabkam, ging er auf dem Weg zur Sakristei an mir vorbei. Ich konnte ihn genau sehen. Sein Gesicht war ruhig, aber schweißüberströmt. Man sah, daß der Sprecher sich restlos verausgabte in der Leidenschaft seiner Hingabe an das Thema. Seine Kräfte mußten völlig erschöpft sein. Ich war tief beeindruckt und glaubte, dieser Priester würde in der nächsten Minute von der Gestapo verhaftet werden, aber zu meinem Erstaunen geschah nichts. Es kam mir vor wie ein Wunder. Bei späteren Predigten Otto Mauers sah ich oft Schauspieler vom Burgtheater im Dom, mehrmals zum Beispiel Raoul Aslan, der immer schräg gegenüber der Kanzel saß und dem Prediger zuhörte, aber ebenso zusah, so faszinierend war auch seine Gestik.

Trotz meiner Wehrfähigkeit erlebte ich die ganze Zeit des „Dritten Reiches“ bis zu seinem schrecklichen Ende in Wien. Das kam daher, daß ich Betriebsführer einer Verbandstofffabrik war. Verbandstoffe waren kriegswichtige Güter, und so war ich vom Dienst mit der Waffe freigestellt und unterstand, wie alle Betriebsführer kriegswichtiger Betriebe, dem Oberkommando der Wehrmacht. Diese Tatsache war für mich in vieler Hinsicht ein großer Schutz, wie sich im Verlaufe des Krieges immer deutlicher herausstellen sollte. Alle Weisungen, welche die Fertigung von Verbandsmaterial für das Heer betrafen, bekam ich von einer besonderen Heeresstelle. Um den Anforderungen nachzukommen, richtete ich in Atzgersdorf einen eigenen Fabrikationsbetrieb ein. Aber es mußte natürlich weiterhin auch der private Bedarf an Verbandmaterial und der Bedarf der Spitäler erzeugt werden, und hinsichtlich dieses Betriebes in Meidling unterstand ich der Deutschen Arbeitsfront, der sogenannten DAF, die sehr bald herausgefunden hatte, welche Gesinnung ich vertrat, und sich dementsprechend verhielt. So hatte sich zum Beispiel herumgesprochen, daß ich in beiden Betrieben nie mit Heil Hitler grüßte, sondern meinen Arm nur sehr lässig hob, wenn Leute von der DAF kamen. Nach dem Krieg erzählte mir der Betriebsobmann, selbst einstiger Parteigenosse, daß ich im Büro der DAF auf meiner Personalienkarte lauter schwarze Punkte hatte; die Partei hätte mich längst von meinem Posten entfernt, wäre nicht das Büro der Wehrmacht hinter mir gestanden.

Zwei heitere Episoden beleuchten meine damalige Situation, die zwar durch meinen katholischen Glauben verschärft wurde, die aber auch darstellt, wie mich die Vorsehung bewahrte: Unser Hildebrand-Kreis bestand sehr intensiv weiter, war jedoch der Zahl nach kleiner geworden. Was meine eigene Entscheidung für die Zukunft betraf, so mußten alle Gedanken an den Eintritt in ein Kloster zurücktreten. Ich war nun Oblate der Benediktinerabtei Seckau geworden, weil mich die benediktini-

sche Lebensweise bzw. Ordensregel besonders anzog. Aber ein förmlicher Eintritt in Seckau hätte bedeutet, daß ich sofort zum Militär eingezogen worden wäre. Seckau wurde überdies, wie das seit langem vorauszusehen war, bereits im April 1940 von der Gestapo aufgehoben und, wenn ich mich recht erinnere, in eine Nationalpolitische Erziehungsanstalt („Napola“) umgewandelt. Die älteren Patres, die nicht mehr wehrfähig waren, zerstreuten sich in alle Himmelsrichtungen. Der Prior, Pater Virgil Redlich, kam dadurch in engeren Kontakt mit unserem Kreis und war oft bei uns in Wien zu Gast.

Ich wohnte damals im obersten Stockwerk unseres Bürogebäudes in der Hohenbergstraße in Meidling, nahe der Philadelphiabrücke. Wenn ich das Haus verließ, mußte ich unten, am Fabrikseingang, an der Portiersloge vorbei, die, weil wir ein Wehrmachtsbetrieb waren, zu jeder Tages- und Nachtzeit besetzt zu sein hatte. Mein Fortgehen und meine Rückkehr, aber auch jeder Besucher meiner Wohnung wurde stets registriert. Seit meinem Erlebnis im Oktober ging ich täglich zur heiligen Messe in eine kleine Klosterkirche mit unauffälligem Eingang, die etwa zehn Minuten entfernt lag. Dort war um sieben Uhr die Frühmesse, so daß ich um acht Uhr, zum Beginn der Bürozeit, wieder leicht zurück sein konnte. Damit mein morgendlicher Spaziergang nicht allzu sehr auffalle, hatte ich gelegentlich die Bemerkung gemacht, ich käme zu wenig an die Luft und unternähme deshalb täglich vor der Bürozeit einen Spaziergang.

Nun hatte meine langjährige Sekretärin eines Tages gekündigt, weil sie heiraten wollte. Eine neue Kraft zu finden, war nicht leicht: weniger aus Personalmangel, sondern es war schwierig, eine Person zu finden, der man auch weltanschaulich genügend vertrauen konnte. Fast wöchentlich hatte ich Briefe an meinen Generaldirektor in Württemberg zu schreiben, und dieser war alles eher als ein Parteigenosse. Aber auch sonst bekam meine Sekretärin zwangsläufig viel Einblick in mein Privatleben, und

so mußte ich, weil schon genug belastet, vorsichtig sein. Schließlich fand ich eine Dame mittleren Alters, die in jeder Hinsicht entsprach und auch charakterlich alle Voraussetzungen zu erfüllen schien. Nach ihrer politischen Gesinnung direkt zu fragen, war natürlich nicht möglich. Sie trat an einem 1. Oktober den Dienst an, alles versprach, über Erwarten gut zu gehen, nur wußte ich eben nicht, wie sie wirklich dachte.

So kam der letzte Tag des Jahres, Silvester. Es war der Brauch, daß im Laufe des Vormittags ein Angestellter nach dem anderen zu mir kam, um mir die üblichen Neujahrswünsche auszusprechen. Diese ganze Gratulationszeremonie ging über meine Sekretärin. Schließlich war das Büro schon ganz leer, nur sie selbst hatte im Vorzimmer noch einige Handgriffe zu erledigen. Als letzte kam sie herein, sichtlich ein wenig verlegen. Wir wechselten ein paar Worte, und nun wünschten wir einander alles Gute, nachdem ich ihr noch meine besondere Zufriedenheit und meinen Dank zum Ausdruck gebracht hatte. Sie war wirklich eine der besten Kräfte, die ich jemals gehabt hatte. Dann wandte sie sich zur Tür, um zu gehen, drehte sich aber nochmals um und zögerte. Sichtlich hatte sie noch etwas auf dem Herzen, sodaß ich sie ermunterte, ihr Anliegen doch vorzubringen. Nun kam wörtlich heraus: „Ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich noch nie einen so gottesfürchtigen Chef hatte; aber dafür werde ich Ihnen auch mit dreifacher Treue dienen.“ Dann schloß sie schnell die Tür hinter sich, denn es war ihr sichtlich schwergefallen, das auszusprechen. Ich blieb einige Sekunden völlig verblüfft zurück und überlegte, ob mein Privatleben vielleicht schon in aller Munde war, ohne daß ich eine Ahnung davon hatte. Woher wußte sie in der kurzen Zeit so viel über mich? Ich hörte sie noch im Vorzimmer, bat sie nochmals herein und fragte sie, wie sie denn das, was sie zum Schluß gesagt hatte, gemeint habe. Leicht erstaunt sagte sie: „Ja, Sie gehen doch täglich in dieselbe Messe, in die auch ich gehe!“ Meine Verblüffung war vollkommen, denn ich hatte sie bis dahin nie bemerkt.

Das war erstaunlich und nur dadurch erklärbar, daß die kleine Klosterkirche ziemlich dunkel war und meine Sekretärin bei ihrem Kirchengang im Winter immer eine Art Kapuze trug, die ihr Gesicht ganz verbarg. Jeder Grund zur Beunruhigung war also weggefallen.

Viele Gefahren, von denen ich in meinem damaligen Berufsleben umgeben war, blieben mir glücklicherweise verborgen, von manchen erfuhr ich dann nach dem Zusammenbruch. Eine davon will ich noch erwähnen, weil sie mit der obigen Episode zusammenhängt: Ich hatte in jenen Tagen oft bezweifelt, ob es überhaupt halbwegs glaubhaft sein konnte, daß ich mit so auffallender Regelmäßigkeit in aller Frühe meinen „Spaziergang“ machte. Besonders auffallend, wenn es regnete oder schneite, und noch auffallender, daß ich immer in die gleiche Richtung wegging, obwohl wir nahe des Meidlinger Tors des Schönbrunner Parks wohnten, und es also eher anzunehmen gewesen wäre, daß ich dorthin spazierte.

Wir beschäftigten im Betrieb vorwiegend Frauen. Diesen waren schließlich meine allmorgendlichen Gänge aufgefallen. Teils wurde ich unterwegs gesehen, teils plauderte der Portier, kurz, alle waren schließlich neugierig, wohin ich so früh und mit so schöner Regelmäßigkeit ging. Die Frauen beschloßen also, der Sache auf den Grund zu kommen. Sie verabredeten, daß eine von ihnen mir unauffällig folgen und feststellen sollte, was hinter diesen „Spaziergängen“ steckte. Die Auserwählte ging mir nach und sah mich in dem schon erwähnten Haus verschwinden. Es war klar, ich ging in das Klosterkirchlein, das hinter dem unauffälligen Hauseingang in einem Hinterhof lag. Eilends lief die Spionin zurück zur Fabrik, im Vorgefühl der Befriedigung, ihre Neuigkeit allen Kolleginnen mitteilen zu können. Sie stürmte förmlich in den Betriebsaal hinein. Alle zwanzig oder dreißig Frauen und Mädchen sahen erwartungsvoll auf die Botin. Diese rief triumphierend: „Wißt ihr, wo un-

ser Chef morgens immer hingehet? Na, das werdet ihr nicht glauben!“ Und dann: „Beten tut er, beten!“

Natürlich wußte es noch am selben Tag jeder im Büro und in der Fabrik, die Neuigkeit ging wie ein Lauffeuer herum, je nach Einstellung verschiedenartig kommentiert. Der Betriebsobmann erfuhr es ebenfalls, und die DAF mußte spätestens am Abend auch davon Kenntnis erhalten. Sicher war ich nicht der einzige Katholik in ihrer Kartei, aber daß ein Betriebsführer täglich in die Messe ging, das war gewiß ein Sonderfall. Noch heute wundert es mich, daß die Partei mich weiter duldete und nicht für meine Einberufung sorgte. Die gnadenlose Unterdrückung aller Andersdenkenden wurde von Jahr zu Jahr massiver und unerträglicher. Die furchtbare Realität des Bösen, das mysterium iniquitatis, wie es die Kirche nennt, wurde all denen, die vom Zeitgeist nicht angesteckt waren, immer deutlicher sichtbar, war förmlich mit Händen zu greifen. Aber man konnte auch wahre, tief erbauliche und tröstliche Heldentaten erleben. Es ging wie ein gewaltiger Sturm durch die bequeme, laue Mittelmäßigkeit aller Schichten des Volkes, das gemütlche Dahinleben war zu Ende, und von allen wurden täglich, ja stündlich Entscheidungen gefordert. Man kann über solche Notzeiten einer ideologischen Diktatur, noch verschärft durch den totalen Krieg, später nachlesen, wenn das Unwetter vorüber ist. Aber sie sieben Jahre lang Tag für Tag zu erleben, ist etwas ganz anderes. Für viele Gläubige war es eine Zeit der großen Glaubensprüfung. Wie konnte ein guter und allmächtiger Gott solche Greuel zulassen, wie sie allenthalben sichtbar wurden? Die alte Frage! Für mich, der ich die Allmacht und Allwissenheit Gottes so eindringlich erlebt hatte, stellte sie sich in voller Schärfe, und so wird man verstehen können, welche inneren Leiden mir jene sieben Jahre verursacht haben, obwohl ich durch die Güte Gottes vor dem Ärgsten bewahrt blieb.

Aber ich will zu der noch immer offenen Frage zurückkehren,

wie ich das Erlebnis vom Oktober beantworten sollte, welche Entscheidung ich letzten Endes zu treffen hatte. Nach der Flucht Hildebrands war ich meines Lehrers beraubt, des Menschen, zu dem ich vollstes Vertrauen hatte. Unser Kreis bestand noch immer, Pater Virgil Redlich, der Prior des aufgelassenen Klosters Seckau, besuchte uns regelmäßig. Aber wie schwierig war es, in jener verworrenen Zeit einen Entschluß zu fassen, der mein ganzes Leben entscheidend bestimmen sollte! Jedoch Gottes Vorsehung wirkt nicht allein im Inneren des Menschen; seine Liebe erstreckt sich auch auf dessen äußere Geschicke, wie ich oft erfahren durfte. Hildebrand war auf seiner Flucht bis Frankreich gekommen. So ergab sich für mich die Möglichkeit, ihn in Paris zu treffen. Es war ein beglückendes und bewegtes Wiedersehen! Ich besprach mit dem Freund, als den ich ihn seit geraumer Zeit bezeichnen durfte, alle meine Probleme. Auch die Möglichkeit, Gott als Laie durch möglichst vollkommene Hingabe in der Welt zu dienen, auf dem Platz, auf dem ich stand, wurde eingehend erörtert. Hildebrand war durch sein Leben im freien Ausland viel besser als ich in Wien darüber unterrichtet, daß solche Pläne da und dort schon Gestalt angenommen hatten. Ich selber hatte durch mein bisheriges Leben in der Industrie täglich aufs neue bestätigt bekommen, wie sehr die Technisierung der Wirtschaft einer unkontrollierbaren, geistlosen Dynamik und Eigengesetzlichkeit folgte und wie richtig Donoso Cortez vorausgesagt hatte, daß eine von Gott losgelöste Gesellschaft sich von selbst zerstöre; ebenso der heilige Augustinus, als er im Geiste sah: *Weil wir dich, Gott, verlassen haben, darum hast du uns preisgegeben an uns selbst.* Wie sollte dieser Prozeß anders aufgehalten werden als durch eine Wiederverchristlichung der Gesellschaft? Solche und ähnliche Gedanken, die alle ihre Wurzel in meinen Erlebnissen hatten, ließen in mir den Entschluß reifen, zu welchem auch Hildebrand riet, nämlich in der Welt als Laie ganz Ernst zu machen und Christus nachzufolgen. Mit dieser Entscheidung war auch der Vorsatz verbunden, mich einer Laienbewegung anzu-

schließen, sobald die äußeren Verhältnisse dies erlauben würden.

Wir trennten uns in Paris, um einander wieder jahrelang nicht zu sehen, ja sogar ohne einander schreiben zu können oder irgendetwas voneinander zu erfahren. Erst eine gewisse Zeit nach Beendigung des Krieges kam Hildebrand wieder jedes Jahr während der Universitätsferien nach Europa. Er hatte in Fordham einen überraschend großen Kreis von Schülern gefunden und eine überaus fruchtbare Tätigkeit entfaltet. So leidenschaftlich er das Abendland, seine geistige Heimat, liebte: Er wollte beruflich nicht mehr nach Europa zurück.

Von Paris heimgekehrt, fühlte ich mich nun insofern wie befreit, als ich endlich wußte, welcher Weg einzuschlagen war. Noch immer gab es unseren kleinen Kreis von Gleichgesinnten. Wir trafen uns regelmäßig und trugen gemeinsam „einer des anderen Last“ in der immer drückender erlebten Furchtbarkeit des Krieges und der Tyrannei. In eben diesem Kreis begegnete mir eines Tages auch wieder jene junge Dame, die auf mich seinerzeit in der Salzburger Franziskanerkirche einen so großen Eindruck gemacht hatte. Wenige Monate später heirateten wir. An einem strahlenden Herbsttag wurden wir von dem mit uns befreundeten Prof. Dillersberger getraut. Etwa eine Woche zuvor hatten wir am Standesamt Hitlers *Mein Kampf* als Hochzeitsgabe bekommen. Von meinem Generaldirektor kamen warmherzige Glückwünsche, aber als Hochzeitsurlaub erhielt ich nur drei Tage dienstfrei mit der Begründung: „Jetzt heißt es, alle Mann an Bord.“ So konnten wir von Salzburg, wo die Hochzeit stattgefunden hatte, bloß nach St. Wolfgang fahren, dann mußten wir wieder nach Wien zurück.

Meine Frau war die Tochter eines Salzburger Arztes. Sie war bei den Ursulinen zur Schule gegangen und erzählte mir oft, welch ausgezeichneten Religionsunterricht sie dort genossen

hatte. Als sie dann in Innsbruck und Wien Naturwissenschaft studierte, kam sie – besonders in Wien – in eine liberale Umgebung: Sie hatte Professoren, die ganz ungläubig waren, und oft wurde sie von ihren Kommilitonen wegen ihrer katholischen Praxis gehänselt. Trotzdem – und darüber konnte ich nie genug staunen – hatte sie niemals Glaubenszweifel. Nach Abschluß ihres Botanikstudiums wurde sie Leiterin des Studentinnenheims der Salesianerinnen am Rennweg und später Sekretärin bei Prof. Hildebrand, der in Wien einen Verlag gegründet hatte.

Durch meine Frau lernte ich nun die Praxis der heiligen Kirche in einer Weise kennen, wie dies weder aus Büchern allein noch sonst möglich gewesen wäre. Ich weiß nicht, wie ich die letzten, schwierigen Berufsjahre während des NS-Regimes ohne die Hilfe meiner Frau überstehen hätte können. Wenn ich das ungeahnte Glück, das letztlich unbegreifliche Geschenk einer sakramental gelebten Ehe schildern will, klingt mir Haydns *Schöpfung* in den Ohren; vermag doch die Musik Dinge auszusagen, die mit Worten nicht mehr hinreichend ausgedrückt werden können. Eine meinem Empfinden adäquate Aussage steht nur in der Heiligen Schrift des Alten Bundes, Worte voll Schönheit und metaphysischer Tiefe, voll Geist und Wahrheit: „Eine starke Frau, wer wird sie finden? Ihr Wert gleicht den Dingen, die von weit her kommen, von den äußersten Enden. Es vertraut auf sie das Herz ihres Mannes, und an Gewinn wird es nie fehlen. Sie erweist ihm nur Gutes, nie Böses, alle Tage ihres Lebens“ (Spr 31, 10). Auch im Sakrament der Ehe erweist sich, was für alle Sakramente der heiligen Kirche gilt: Sie bedeuten nicht nur etwas, sie bewirken etwas in den Seelen derer, die sie gläubig empfangen; sie lassen sich daselbst nicht beweisen, aber ihre Wirkung läßt sich erleben.

Ich fand in meiner Ehe freilich auch Wahrheiten aus einer anderen Quelle bestätigt, die sich mir erst in späteren Jahren er-

schloß, als ich die Schriften Hildebrands *Reinheit und Jungfräulichkeit* und – viel später – *Das Wesen der Liebe* kennenlernte: Im Freundeskreis nannten wir Hildebrand den „doctor amoris“, und in der Tat, das Schrifttum Hildebrands über die Liebe ist nach meiner Auffassung das Tiefste, was darüber gesagt werden kann. Nur ein hochbegabter Philosoph, der zugleich ein tiefgläubiger Katholik und dazu ein Mensch mit umfassender Bildung und reicher Lebenserfahrung war, konnte solche Einsichten haben. Wenn ich an diesen Klassiker der wahren Liebe denke und an den vom Gott der Liebe bestimmten Sinn ehelicher Liebe, an die atemberaubende Schönheit, die in ihr sichtbar wird, verglichen mit den kümmerlichen Surrogaten dessen, was vielfach als Ehe gelebt wird, dann erschließt sich die Wahrheit der Worte der heiligen Theresia: „Der Weg zur Hölle ist schon eine Art Hölle, der Weg zum Himmel ist schon eine Art Himmel.“

Als die Russen schon vor Wien standen, sollte ich noch zum Volkssturm eingezogen werden. Die Musterung erfolgte durch Militärärzte, aber an jedem Tisch war ein SS-Mann in Uniform anwesend. Jeder, der halbwegs laufen konnte, wurde genommen. Ohne eine richtige Ausbildung erhalten zu haben, wurden die Armen, die das Pech hatten, zu dieser letzten Reserve eingezogen zu werden, gegen die russischen Kampfverbände eingesetzt. Kaum einer kam lebend zurück, wie ich später hörte. Zum Glück hatte ich noch Röntgenaufnahmen von meiner schweren Fußverletzung gefunden. Aufnahmen des weltberühmten Prof. Böhler! Ich bandagierte also den längst geheilten Fuß, um ihm durch die starke Druckbinde ein blaß-krankes Aussehen zu verleihen, humpelte am Stock zur Musterungsstelle und zeigte dem Arzt eines der Bilder. Aus Erfahrung wußte ich, daß ein Scheingelenk nur schwer zu diagnostizieren ist. Prof. Böhler war in dieser Kunst ein Meister gewesen. Der Arzt hob das Bild gegen das Licht und zeigte es dem beisitzenden SS-Mann. Dieser war offenbar von dem zertrümmerten

Knochen sehr beeindruckt und sagte lakonisch zum Schriftführer: „Untauglich.“ Ein Stein fiel mir vom Herzen. Tags darauf verließ ich Wien und gelangte noch vor dem einsetzenden Zusammenbruch zu meiner Frau nach Salzburg.

Aber noch ein Rückgriff ist wichtig, und ich stelle ihn bewußt, gegen die Chronologie der Ereignisse, an das Ende: Im Oktober 1942 wurde unser zweiter Sohn geboren. Geburtshelfer war ein lieber Freund der Familie, Dr. Niedermeyer. Vor dem Anschluß hatte er Vorlesungen über Pastoralmedizin an der Universität Wien gehalten, verbrachte dann, wie viele andere Regimegegner, einige Zeit im KZ und war nach seiner Entlassung als Frauenarzt in Wien tätig. Dieser versprach mir, mich gleich nach der Entbindung zu benachrichtigen. Ich ging zu Bett, blieb in Erwartung des Anrufes noch lange wach, schlief aber endlich ein. Gegen Morgen, etwa um fünf Uhr, klingelte das Telefon neben meinem Bett. Niedermeyer war am Apparat und gratulierte mir zu einem Sohn. Dann zögerte er ein wenig und sagte, ich solle nicht erschrecken, der Bub habe im Gesicht einen kleinen Geburtsfehler; man könne ihn aber operativ leicht beseitigen, es sei eine Hasenscharte. Niedermeyer bemerkte mein Entsetzen und fügte zur Beruhigung noch hinzu: „Keine Sorge, aus dem Kind kann ja nach der Operation alles werden, es kann jeden Beruf ergreifen, nur – Priester werden kann er gerade nicht, wegen des Predigens . . .“ Tausend Gedanken gingen mir durch den Kopf, bis es endlich Zeit war, aufzustehen und in die Klinik zu fahren. Meine Frau war gefaßt, aber doch auch schreckerfüllt. Als mir das Kind von der Schwester gebracht wurde, erschrak ich von neuem, denn die nicht geschlossene Öffnung in der Oberlippe war sehr entstellend. Dazu fiel mir jetzt ein, früher schon Kinder mit einer Hasenscharte gesehen zu haben, die meiner Erinnerung zufolge immer einen geistig zurückgebliebenen Eindruck gemacht hatten . . .

Nun, unser Andreas – diesen Namen gaben wir dem Kind –

wurde schließlich von einem hervorragenden Fachmann, Prof. Pichler, in Wien operiert. Die Operation erfolgte in zwei Etappen und gelang so gut, wie es besser gar nicht hätte gehen können. Leider hat der unvergeßliche Dr. Niedermeyer nicht mehr erlebt, daß unser Sorgenkind später gerade das wurde, was er als einzigen Beruf ausgeschlossen hatte: Priester!

## Anmerkungen zum Buch von Hellmut Laun, 2. Auflage

zu Seite 68:

Hier muß dem Verfasser ein Irrtum unterlaufen sein, da Hochwälders Stück „Das heilige Experiment“ erst 1942 im Schweizer Exil entstanden ist und in Wien erst 1947 vom Burgtheater (damals im Ronacher) gespielt wurde. Das vom Verfasser erzählte Gespräch muß auf eine andere Art und Weise auf Jesus Christus gekommen sein; oder aber ein ähnliches Gespräch fand nach dem Krieg statt, wurde vom Verfasser irrtümlich zurückdatiert und mit der geschilderten Situation vermengt. Da der Irrtum nur den Anlaß des Gespräches betrifft, behält der Bericht seinen vollen Sinn und wurde deshalb in dieser Form belassen.

zu Seite 117 ff.: Geschichte von Dr. Hajek

1977 gelang es, Frau Rosa Pserer ausfindig zu machen. Sie lebte zu dieser Zeit noch im Altersheim Lainz (Wien). Der Verfasser besuchte sie zusammen mit seiner Frau und seinem Sohn Andreas. Frau Pserer erinnerte sich noch an die Ereignisse, vermengte ihre Erzählung aber mit vielen, in sich widersprüchlichen und offensichtlich falschen Elementen, so daß ein authentischer Bericht aus der Sicht des unmittelbarsten Zeugen (über den Kern des Geschehens hinaus) leider ausgeschlossen war.

## DATEN ZU HELLMUT LAUN

1902, 14. September	Geburt in Königsbronn
1908–1920	Schulzeit
1920	Eintritt in die Paul-Hartmann-AG, Heidenheim
1923, Herbst	Übersiedlung nach Innsbruck
1929, Frühjahr	Motorradunfall in Tirol
1931	Übersiedlung nach Wien
1937, Frühjahr	Verlust der Finger
1937, 21. Juni	Konversion
1937, Herbst	Traum <i>sacramentis</i>
1937, 4. Oktober	Franziskusnacht
1938, Februar	Flucht mit Hildebrand an die Grenze
1939, Ostern	Paris
1939, 25. September	Heirat
1940–1947	Geburt von 4 Kindern
1981, 25. Jänner	Tod in Salzburg

## NACHWORT DES SOHNES

Es ist verständlich, daß ein Mann, der auf so dramatische Weise zum Glauben gefunden hatte, von den Ereignissen und der ebenso hoffnungsvollen wie auch krisenhaften Entwicklung in der Kirche nach dem 2. Vatikanischen Konzil tief betroffen war. Hier ist die eigentliche Motivation zu suchen, die ihn bestimmte, buchstäblich mit der letzten Kraft seines Lebens dieses Buch zu schreiben. Unmittelbar nach seinen außergewöhnlichen Erlebnissen zeichnete er diese zwar auf, um späteren Fehlern und Erinnerungslücken vorzubeugen; aber er scheute sich aus begreiflichen Gründen, sie einer breiteren Öffentlichkeit preiszugeben. Jetzt aber glaubte er sich vor Gott verpflichtet, andere durch sein Zeugnis im Glauben zu stärken. Gedrängt von vielen begann er im Jahr 1973 seine Niederschrift. Zwar nahm seine Arbeitskraft ständig ab, und seine Herzkrankheit zwang ihn immer häufiger auszusetzen, aber der Wille war ungebrochen da. Mehrfach sagte er zu mir: „Ich glaube, Gott will von mir, daß ich dieses Werk vollende.“ Oder: „Ich bete darum, daß Gott mir die Kraft gibt, meine Niederschrift fertigstellen zu können.“

Nachdem er an dem Punkt angekommen war, an dem das Buch in der vorliegenden Form endet, überlegte er noch, ob nicht eine andere Form des Abschlusses sinnvoller wäre. Er hatte das Gefühl, daß der Faden seines Berichtes mit dem Hinweis auf meine Priesterweihe zwar sinnvoll auslaufe, aber doch auch irgendwie abrupt abreiße . . . Es kam zu keiner Überarbeitung mehr. Die Spitalsaufenthalte wurden immer häufiger, die Kraft nahm mehr und mehr ab. Eine Endredaktion oder auch nur das Lesen der Fahnen wäre ihm unmöglich gewesen.

Hier gilt ein besonderes Wort des Dankes Frau Dr. Elisabeth Lutter, die mit großer Behutsamkeit und einem hohen Maß an Einfühlungsvermögen – gegründet auf ihre persönliche, herzli-

che Beziehung zum Autor – die Manuskripte ordnete, versehentliche Wiederholungen ausmerzte und die Drucklegung vorbereitete. Hellmut Laun hat nur noch die Druckfahnen gesehen; das Erscheinen seines Buches durfte er nicht mehr erleben.

Am 23. 1. 1981 mußte er wieder einmal ins Spital der Barmherzigen Brüder in Salzburg eingeliefert werden. Er litt – aufgrund der Insuffizienz seines Herzens – an schwerer Atemnot und infolgedessen an quälender Schlaflosigkeit. Wie seine Familie später erfuhr, sagte er nach einer bösen Nacht vom 25. auf den 26. Jänner zur Nachtschwester, er könne einfach nicht mehr, er wolle sterben. Auf seinen ausdrücklichen Wunsch hin kam seine Frau an diesem 26. 1. 1981 schon ganz früh ins Krankenhaus und blieb bei ihm bis zu seinem Tod. Im Laufe des Vormittags trafen auch noch deren Schwester sowie ein Freund ein. Hellwach und lebhaft sprach Laun über verschiedene Dinge, die ihn bewegten: über eine Metternich-Biographie, über Hermann Hesse und dessen Darstellung des Christentums, über gewisse katholisierende Tendenzen in Goethes „Dichtung und Wahrheit“, über Thomas von Aquin und nicht zuletzt über seinen großen Freund Dietrich von Hildebrand. Subjektiv schien er sich wohl zu fühlen; er äußerte sogar den Wunsch, am Abend in der Hauskapelle die hl. Messe mitzufeiern. Während des Mittagessens kam der Arzt ins Zimmer. Im Gespräch mit diesem sank Hellmut Laun plötzlich zurück. Alle Bemühungen waren vergeblich: Hellmut Laun war tot. Es war 13 Uhr, ein Sonntag, wie der Tag seiner Geburt, zugleich das Fest der Bekehrung des Apostels Paulus. Ein Tag also mit einer ganz besonderen Bedeutung für den Verstorbenen, wenn man bedenkt, wie „paulinisch“ sein Weg zum Glauben und zur Kirche verlaufen ist. Am Rande sei erwähnt, daß auch in seiner Hochzeitskapelle eine Darstellung von Pauli Bekehrung hängt; sie wurde auf Hellmut Launs Totenbild gesetzt. Die Beerdigung fand am Freitag, dem 30. Jänner 1981, auf dem Salzburger Kommunalfriedhof statt. Die Familie hatte

P. G. Freidas SJ gebeten, dem Verstorbenen diesen Dienst der Liebe zu erweisen, weil er als Priester die letzten Lebensmonate Hellmut Launs begleitet und in den Wochen der Krankheit manches religiöse Gespräch mit ihm geführt hatte. Er geleitete ihn in einer unvergeßlich schönen, ergreifenden Feier zur letzten Ruhe. Eine Ordensfrau meinte später: „Das war keine Beerdigung, das war eine Auferstehungsfeier!“ – ein Eindruck, der durch die strahlende Schönheit des tiefverschneiten, sonnendurchfluteten Friedhofs verstärkt wurde. Auf dem Grabkreuz Hellmut Launs steht das Wort des hl. Paulus: „Ich weiß, wem ich geglaubt habe.“

Für mich, den Sohn, der ich durch die Berufung zum Priestertum in besonderer Weise der geistige Erbe jener Gnade werden durfte, die dem Verfasser des Buches zuteil geworden ist, ist es leicht und doch auch wieder – durch die Fülle der Erinnerungen, die in mir hochsteigen – schwer, etwas über die Persönlichkeit meines Vaters auszusagen. Dies vor allem deshalb, weil diese ja in der vorliegenden Autobiographie dem Leser viel unmittelbarer zugänglich ist als durch alles, was noch dazugesagt werden könnte. Daher will ich mich an dieser Stelle darauf beschränken, einige Aspekte, die mir wichtig erscheinen, der Schilderung meines Vaters hinzuzufügen.

Bei meinem letzten Spitalsbesuch Ende Dezember 1980 erzählte mir mein Vater ein kleines Erlebnis mit seinem Freund Hildebrand. Dieser hatte in irgendeinem Zusammenhang einmal aus dem Sanctus-Gebet der Messe zitiert: „Pleni sunt coeli et terra gloria tua.“ Hildebrand hielt inne, wandte sich zu meinem Vater und wiederholte eindringlich: „... et terra!“ – Auch die Erde ist erfüllt von der Herrlichkeit Gottes! Diese Szene ist meinem Vater genau in Erinnerung geblieben, wohl deswegen, weil sie zu seinem eigenen Wesen in besonderer Beziehung stand. Hellmut Laun war ein Mensch, der wirklich allen Bereichen des Lebens gegenüber geöffnet war. Ich erinnere mich noch, wie er mir in meiner Kindheit durch verschiedene Zeichnungen, die ich noch lebhaft vor mir sehe, den Wechsel

der Jahreszeiten durch die Umlaufbewegung der Planeten erklärte. Er hatte Freude an sportlichen Leistungen, verfolgte noch im hohen Alter Fernsehsendungen über Verhaltensforschung, interessierte sich für neue Ergebnisse der Naturwissenschaft. Im Rahmen seiner beruflichen Tätigkeiten meldete er mehrere Patente an. Zugleich pflegte er seine Schallplattensammlung und war imstande, ganz in die Welt eines Gogol oder Dostojewskij einzutauchen. Unvergeßlich wird mir auch seine Begeisterung für Peter Bamm's Werke bleiben oder die Art und Weise, wie er uns alle durch Erzählen an seiner Lektüre der Erinnerungen von Carl Zuckmayer Anteil nehmen ließ.

Nichts bewegte ihn freilich so tief wie metaphysisch-religiöse Fragen. So war es auch ganz natürlich, daß er ohne Zweifel mein wichtigster Religionslehrer war. Wenn es darum ging, irgendein Geheimnis des Glaubens tiefer zu verstehen, war er ein ebenso scharfsinniger wie begeisterter Gesprächspartner und Interpret des katholischen Glaubens, den er aus ganzer Seele liebte. In seiner Bibliothek standen – abgesehen von den Werken seines Freundes Hildebrand – Bücher von Möhler, Newman, Guardini, Scheeben, Haecker. Eine ganz besondere Freude war für ihn in den letzten Jahren der Umstand, daß sein Patenkind und Neffe Josef Seifert seine ersten großen philosophischen Untersuchungen publizierte. Er las sie mit Verständnis und jener Begeisterung, die auch aus der Lektüre einer schwierigen philosophischen Abhandlung erwachsen kann, wenn diese eine wirkliche Suche nach Wahrheit und die existentielle Auseinandersetzung mit Fragen darstellt, die den Menschen in seinem Kern betreffen.

Übrigens ist hier auch der Ort anzumerken, daß er bei aller katholischen Überzeugung die Ökumene mit ihren Bestrebungen nach der vollen Einheit ganz und gar bejahte. Es wäre ihm nie eingefallen, andere kirchliche Gemeinschaften oder deren Vertreter ihrer Glaubensüberzeugung wegen zu mißachten. Was seine Person betraf, so war er von der katholischen Glaubenslehre und der Überzeugung der gottgewollten Bedeutung der

katholischen Kirche durchdrungen; in ihr hatte er seine geistige Heimat gefunden.

Als ich schon längst Priester war, überraschte er mich manchmal mit theologischen Fragen – erwartungsvoll und mit einem prüfenden Lächeln, ob „sein Doktor der Theologie“ diese wohl beantworten könne. Dann – nach meiner Stellungnahme – zog er sein Thomas-Brevier (eine von Josef Pieper besorgte Sammlung von klassischen Thomastexten) aus der Tasche und las mir vor, was der hl. Thomas darüber gesagt hatte. Dieses Büchlein trug er übrigens jahrelang bei sich. Als es zu zerfallen drohte, ließ er es in Leder binden. Oft sah ich ihn irgendwo sitzen, in Gedanken versunken, sein Thomas-Brevier in der Hand. Nicht ohne Grund meinte einer seiner Freunde, nach seinem Tod werde Hellmut Laun im Himmel (natürlich unter Wahrung der geziemenden Ordnung) zuerst nach Thomas von Aquin fragen . . . In einem Brief an eine Schülerin von J. Pieper fand ich nach seinem Tod den Satz: „Sagen Sie J. Pieper, daß ich diesem Buch die schönsten Stunden meines Lebens verdanke.“

Es gab Momente, in denen ihn die Einsichten, die ihm Thomas von Aquin vermittelte, zu Tränen ergriffen sein ließen.

Die erste Auflage von Hellmut Launs Autobiographie war rasch vergriffen, ungezählte Menschen haben das Buch in diesem ersten Jahr gelesen. Mehrere Ordensgemeinschaften bestimmten es zur Tischlektüre. Junge und alte Menschen, einfache Leute und Intellektuelle haben sich mit dem Buch beschäftigt. Manche lasen es in einem Zug, von anderen weiß ich, daß sie es bereits zum zweiten oder dritten Mal gelesen haben. Ein Brief eines orthodoxen Theologieprofessors aus Bulgarien soll – stellvertretend für eine Fülle von Zuschriften – zeigen, wie tief das Zeugnis Hellmut Launs viele Menschen berührt und manchen zweifellos näher zu Gott geführt hat:

*„Das Buch . . . habe ich mit großem Interesse gelesen. Manche Teile habe ich sogar mit meiner Frau und unseren Bekannten gemeinsam besprochen. Das Buch ist für mich persönlich sehr wichtig – nicht nur als autobiographisches Werk, sondern als*

*Bekenntnis einer ungewöhnlichen Bekehrung . . . Früher habe ich mich viel mit Psychologie und Phänomenologie der Religion beschäftigt. Ich habe sogar bei uns eine ‚Religionspsychologie in apologetischer Sicht‘ schon im Jahre 1943 veröffentlicht. Vom religionspsychologischen Gesichtspunkt aus halte ich das religiöse Grunderlebnis von Hellmut Laun für echt. Er gehört zu den größten Konvertiten der Welt und hat mit Tat und Wort viel beigetragen zur geistigen Bereicherung der in dieser Hinsicht arm gewordenen Welt. Offensichtlich suchte er aufrichtig den Weg zur Wahrheit. Deshalb fand er Gott, die ewige Wahrheit, und hat ihn nie verlassen. Reich war die Gnade Gottes zu ihm.“*

P. Andreas Laun OSFS

## Religiöse Literatur im Veritas-Verlag



MARBÖCK, Johannes  
BETEN – MENSCHSEIN VOR GOTT

Grundhaltungen biblischen Betens

80 Seiten, 11,8 × 18,5 cm, broschiert  
S 64.– DM 9,30

In einer Zeit neu erwachten Interesses am Gebet, das in einer Vielfalt von Gebetssammlungen, Gebetsformen und Gebetsgruppen seinen Ausdruck findet, möchte der Autor zu Grundhaltungen biblischen Betens, insbesondere zu den Psalmen, als Quelle und Orientierung gesunder Gebetsfrömmigkeit hinführen. Darüber hinaus soll deutlich werden,

daß es ohne diese Grundhaltungen biblischen Betens auch keine volle Verwirklichung des Menschseins gibt.

Vier Themenkreise entfalten dies: „Der betende Mensch“, „Gebet als Ruf aus dem Abgrund (De profundis)“, „Hoffnung über dem Abgrund (Non confundar)“, „Die Freiheit von Lob und Anbetung (Magnificat)“.



SATURA, Vladimir  
RELIGION UND SEELISCHE GESUNDHEIT

Psychotherapeutische Momente in der religiösen Erfahrung

88 Seiten, 13,5 × 20,5 cm, broschiert  
S 78.– DM 11,40

Verschiedene Religionen haben sich zu allen Zeiten bemüht, den Menschen nicht nur von seinem moralischen Übel, sondern auch von seinem seelischen Leiden zu erlösen.

Seit etwa einem Jahrhundert gibt es in unserem abendländischen Kulturkreis Spezialisten für die

Erkennung und Heilung seelischer Störungen. Es scheint zunächst, daß die religiöse Erfahrung in dieser Hinsicht heute keine Bedeutung mehr hat. Wenn man aber die moderne Psychotherapie näher betrachtet, fällt einem auf, daß sie sich viele vorwissenschaftliche Erfahrungen zunutze macht. Es scheint deswegen berechtigt, auch die religiöse Erfahrung daraufhin zu prüfen, inwieweit sie die seelische Gesundheit fördern bzw. wiederherstellen kann.

Der Autor des vorliegenden Werkes versucht, solche Momente aufzuzeigen, indem er von der Analyse sowohl der krank- wie auch der gesundmachenden Mechanismen ausgeht und auf einige Entsprechungen innerhalb der religiösen Erfahrung hinweist. Es handelt sich nach ihm dabei um jene Möglichkeiten, die man in der Fachsprache als „kleine Psychotherapie“ bezeichnet.



**Hellmut Laun wurde 1902 im schwäbischen Königsbronn geboren. Nach der Matura trat er in die kaufmännische Lehre in der Verbandstoffabrik Hartmann in Heidenheim ein. 1923 kam er in die Innsbrucker Filiale der Firma. 1931 übersiedelte die Firma nach Wien. Hellmut Laun wurde ihr Geschäftsführer. Von 1945 bis zu seiner Pensionierung übte er leitende Funktionen in der österreichischen Verbandstoffindustrie aus. Seit seiner Übersiedlung nach Wien unterhielt er entscheidende Kontakte innerhalb der Kreise des katholischen Geisteslebens der Zwischenkriegszeit. Hellmut Laun starb am 25. 1. 1981, unmittelbar vor Erscheinen der Erstauflage dieser Autobiographie.**

ISBN 3-85329-339-5